



Novellen  
aus dem  
Tierleben







1965





# Novellen aus dem Tierleben

Entnommen dem Werke:  
Lebensbilder aus der Tier-  
welt von H. Meerwarth  
und Karl Soffel

Einundzwanzig Novellen  
mit 204 urkundtreuen Pho-  
tographien nach dem Leben

\* \* \* \*  
\* \* \*



R. Voigtländer's Verlag in Leipzig





*Mich*

102

830-3 Cxyt

# Inhalt

	Seite
Das Feldhuhn. Von Hermann Löns.....	1- 16
Gebirgsstelze und Weiße Bachstelze. Von Martin Braeß .....	17- 31
Der Flußuferläufer. Von Dr. Ernst Schäff.....	32- 38
Die Stua. Von Alf Bachmann-München.....	39- 45
Die Rohrweihe. Von Hermann Löns.....	46- 55
Der Grünfink. Von Martin Braeß .....	56- 63
Der Schwarzspecht. Von Hermann Löns .....	64- 76
Sturmvogel. Von Alf Bachmann-München .....	77- 93
Der Buntspecht. Von Else Soffel .....	94-104
Der Baumfalk. Von Eberhard v. Riesenthal ....	105-111
Die Schwanzmeise. Von Else Soffel .....	112-116
Der Mauersegler. Von Hermann Löns.....	117-126
Die Uferschwalbe. Von Martin Braeß.....	127-136
Der Turmfalk. Von Eberhard v. Riesenthal ....	137-150
Der Kirschkernbeißer. Von Martin Braeß .....	151-160
Der Merlin. Von Eberhard v. Riesenthal.....	161-168
Die Wildgans. Von Egon Freiherr v. Kapherr ..	169-183
Die Erdspechte. Von Hermann Löns.....	184-191
Das Goldhähnchen. Von Else Soffel .....	192-197
Die Tannenmeise. Von Else Soffel .....	198-201
Der Pelikan. Von Dr. Ernst Schäff .....	202-212

---

Die Seitenzahlen laufen durch je drei Bände durch, so daß diese später  
zusammengebunden werden können.









W. Forester.

Brittendes Setd h n n.

Near Mittenhall (Suffolk), Mai 1903.



## Das Feldhuhn.

Von Hermann Löns.

Viel zu lange hält der Winter in diesem Jahre an. Am ersten November trat er die Herrschaft an und hielt das Szepter in harten Händen.

Unerbittlich war er; kaum einmal erlaubte er der Sonne, die Schneedecke von dem Felde fortzunehmen, und wenn es geschah, dann blies der Frostwind den nächsten Tag und eine Eiskruste bildete sich auf dem Acker.

Erbärmlich ging es den beiden Völkern Feldhühner, die im Herbst übriggeblieben waren. Das eine war stark beschossen worden; zwölf Stücke zählte es, mit der Hälfte ging es in den Winter. Ein halbes Duzend Gelt- hühner, denen im Mai die Gelege ausgemäht waren, schlug sich dazu und wurde nach mancher Beißerei endlich in das Volk aufgenommen, aber jetzt zählt das Volk nur noch fünf Stück, und die meisten davon sind Althühner; die jährigen Hühner sind bis auf einen jungen Hahn verschwunden.

Denn zu bitter war der Winter und zu lang. Wochenlang war die Schneedecke so hoch und so hart ihre Kruste, daß kein Scharren und Picken half. An den Hecken und an den Rainen, wo ein Halm und ein Stengel den Schnee durchbrach, suchten die Hühner halbverhungert nach Samenkörnchen im Schnee oder pickten springend und flatternd die Früchte von den Rispen, mit den Späßen, Haubenlerchen und Goldammern lungerten sie auf der Landstraße, den Pferdeweg durchstöbernd, in der Morgendämmerung strichen sie bis vor die Scheunen, wo der Auspuß lag, der vom Dreschen übrig blieb, und krochen am helllichten Tage mitten in den Gärten des Dorfes umher.

Eine Junghenne, die vor Hunger so schwach war, daß sie die Flügel nicht mehr trugen, riß der Fuchs über Nacht; eine andere, deren Schwingen Glatt- eis verklebt hatte, griff ein halbverhungertes Bussard, ihr den Hungertod ersparend. Einen Junghahn packte im Bauerngarten die Katze, als er, vor Hunger und Schwäche blind, gegen das Backhaus anstrich und matt in den Schnee flatierte. Ein anderer fror fest und wurde von den Krähen totgehackt. Eine Henne blieb unter den Zähnen des Hermelins, einen Hahn nahm der Iltis mit und den siebenten griff der Sperber. Nicht besser ging es dem starken Volke; mit dreiundzwanzig Köpfen ging es in den Winter; zwölf Stück be- standen ihn.

Eine jammervolle Zeit war es. Hungrig strichen die Hühner hin und her; wo sich im Schnee ein dunkler Fleck zeigte, wo der Wind einen Fußbreit Boden blank gefegt hatte, fielen sie ein und füllten ihre Mägen mit dürrem Gras und welken Wurzeln. Den Mist, den der Bauer auf das Land fuhr, suchten



M. Stechel.

Klein-Ellguth (Schlesien), März 1900.  
Rephühner im Schnee.

sie ab, so schlecht ging es ihnen, auf dem Teiche pickten sie an den eingefrorenen Fischen und am Luderplatze an dem beinhart gefrorenen Pferdskadaver herum, als wenn sie Krähen wären.

Aber am schlimmsten war es, wenn die Sonne eine Woche lang nicht zu sehen war, Tag für Tag der Wind heulte und den Schnee über die Felder blies, auch die letzten Unkrautstengel und Grashalme begrabend. Drei Tage lang lagen die Hühner dann, dicht aneinandergedrängt, unter dem Schnee, und verschmauste der Wind, dann konnten sie hin und her streichen, soviel sie wollten, ohne etwas zu finden, das nicht weiß war, als den Pferdemiß auf der Landstraße. Als dann im Hornung die Sonne mehr Gewalt bekam, wurde es auch noch nicht besser; wochenlang pfiß der Wind von Morgen und litt es nicht, daß die Sonne den Schnee auftaute. Wären die Hasen nicht gewesen, die hier und da gescharrt hatten, so daß die Hühner an die Saat konnten, und in deren Lagern sie sich zusammendrängten und vor dem Winde schützten, keins von ihnen wäre durch den Winter gekommen.

Erst spät im März fing es langsam an, umzuschlagen. Auf den hohen Äckern ging der Schnee fort. Die Saat wurde frei, die Brache zeigte sich, und



M. Stechel.

Klein-Ellguth (Schlesien), März 1909.

Rephühner. Schwaches Volk bei der Nahrungssuche.

die Hühner fanden wenigstens etwas für ihre Schnäbel. Wenn über Mittag die Sonne stark schien, kroch hier und da schon am warm gelegenen Raine ein Käfer, krabbelte eine Fliege im Grase umher, ließ sich eine Larve aus dem Fallaube unter der Hecke hervorscharen, und allerlei Sämereien fanden sich in der angeweichten Erde. Nicht mehr so dünn und hungrig lockten nun abends und morgens die Hähne; Hoffnung und Zuversicht klang aus ihrem Ruf.

Von Tag zu Tag wurde der Ruf der Hähne lauter, und er bekam eine andere Färbung; Eifersucht lag darin. Der Streit um die Hennen begann. Steil aufgerichtet, das braune Schild zeigend, stand ein Junghahn in der Saat und rief im herrischsten Befehlshabertone. So lange rief er, bis eine Henne dem Befehl gehorchte und heranschnurrte. Liebestoll schwirrte er ihr entgegen, aber sie duckte und rannte leise glucksend davon, und als er gar zu stürmisch wurde, strich sie ab.

Der Hahn strich ihr nach, aber die Henne hatte sich gedrückt. So rief er wieder, ein Duzend Male. Da konnte sie nicht widerstehen und gab ihm ein sanftes Echo, und als er weiterrief, trippelte sie ihm entgegen, denn zu hübsch sah er aus, wie er da stand, schlank und schnittig. Und dann, als er



so verliebt nickte und mit gespreizten Flügeln und gefächertem Schwanz, der wie eine rote Flamme über der grünen Saat leuchtete, zärtlich knurrte, da kam sie noch näher. Aber da erscholl am Raine ein harter herrischer Ruf.

Hochaufgerichtet stand dort der alte Hahn. Die Sonne schien auf das tiefbraune, hellumrahmte Schild und vornehm nahm sich die blaugraue Brust aus. Unwirsch rief er die Henne heran, aber sie gehorchte nicht, denn zornig befahl ihr der junge Hahn, bei ihm zu bleiben. Als der Althahn sah, daß sein Befehl unbefolgt blieb, strich er mit heiserem Ruf wütend heran und stob vor das Paar hin, daß die Ackerkrume pulverte.

Ängstlich duckte sich die Henne, der Junghahn aber hielt stand. „Gärräh“ schrie ihm der alte Hahn entgegen; „Girri“ antwortete er ihm. Ein Duzend Male klang Ruf und Widerruf, und dann stürzte sich der alte Hahn auf den jungen, kreischend vor Wut. Zu einem grauen Federballe, der wild hin und her wirbelte, verschmolzen die beiden Hähne, trennten sich, standen hochaufgerichtet da, jappten, riefen wieder, stürzten sich abermals aufeinander, bisßen und kratzten, daß Staub und Roggenblätter und Federn flogen, machten noch eine Pause, rannten wieder gegeneinander an, bis schließlich der junge Hahn, geschunden und zerkratzt und mit drei zerknickten Schwungfedern, das Feld räumte und abstrich.

Höhnisch rief ihm der alte Hahn seinen Siegesruf nach. Dann erquickte er sich an einigen Käfern und ging daran, sein Federkleid wieder in Ordnung zu bringen, das bei dem Kampfe ruppig und struppig geworden war. Gerade war er dabei, das braune Schild zu ordnen, da kam hinter den Weißdornbüschen am Grabenrande ein brauner Schatten angeschwenkt, strich dicht über die Saat und ehe der Hahn zur Besinnung kam, halte ihm der Habicht seine Krallen in den Rücken gedrückt und trug ihn hinweg. So war die Henne allein. Als dann am Abend der junge Hahn wieder Mut bekam und seinen Liebesruf über das Feld klingen ließ, gesellte sie sich zu ihm und gab sich ihm zu eigen, und da die anderen Hähne sich inzwischen alle beweidt hatten, wurde das Paar nicht mehr auseinander gebracht.

Nur im Felde durfte es nicht bleiben, denn das behaupteten die alten Paare. So siedelte es sich am Rande des Feldes an, wo die Heide begann, und lebte lustig und fröhlich den April über, bald im Felde, bald in der Heide, auf deren Blößen es sich im weißen Sande badete, wenn die Federläuse zu arg kribbelten. Das Paar fand es bald heraus, daß es sich in der Heide besser lebte. An Nahrung gebrach es nicht, denn viel Gewürm und Sämereien gab es dort, es war ruhiger, als im Felde, wo alle Augenblicke ein Mensch über die Koppelwege ging oder ein Hund umherstöberte, und das hohe Heidekraut gab einen besseren Schutz vor Habicht und Fuchs, als Saat und Klee.

Aber als die Henne fühlte, daß sie legen mußte, da trieb es sie doch wieder zu Felde; alle ihre Ahnen hatten im Felde gebrütet. Das Kleestück gefiel



*W. Farren.*

Brütendes Feldhuhn. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1903.*



O. Grabham.

Rephuhn auf dem Nest.

Yorkshire (England), Juni 1909.

ihr; da wo der Klee am geilsten stand, kratzte sie sich eine Delle, fütterte sie etwas mit alten Stengeln aus und begann zu legen. Schon lagen drei Eier, im Neste, da kam der Bauer, mähte Kuhfutter und als die Henne zurückkam, lagen die Eier blank und bloß da. So ungemütlich es ihr war, auf dem ausgemähten Gelege zu sitzen, so tat sie es doch, als sie aber wieder einmal von der Futtersuche zurückkehrte, fand sie nur noch die leeren Schalen vor; die Krähen hatten das Nest gefunden und die Eier ausgefressen.

Nun scharrete sie sich in der Wiese eine Nestmulde, aber kaum war sie damit fertig, da kam ein Mann an, warf die Maulwurfshaufen auseinander und schüttete eine Schaufel Erde über sie. Entsetzt stob sie ab und strich in die Heide, und da Legenot sie plagte, scharrete sie sich zwischen hohen Heidebüschen schnell eine kleine Vertiefung in den Mulm und legte dort. Der Hahn hielt sich meist in der Nähe und wenn eine Gefahr drohte, warnte er und strich ab. Gestört wurde die Henne nicht mehr und bald hatte sie ihr Gelege vollzählig; es bestand nur aus sechs Eiern. Ende Mai schlüpften sechs geblich-graue, schwarzgestriemte Kücken aus. Als die Mutter sie erwärmt und getrocknet





K. Soffel.

*Siebenbrunn (Südtirol), August 1909.*

Krankes, aber flugfähiges Feldhuhn.

hatte, führten die Eltern die Kleinen nach dem verwachsenen Altwege, wo das Pfeifengras dicht und hoch den anmoorigen Boden überragte.

Da war gut zu leben. Der Boden war besät mit Grassamen und Heidekrautfrüchten, unzählige Käfer, Spinnen, Fliegen und Räumchen lebten im Mulm und Moose, guten Schutz gab die hohe Heide und das dichte Brombeergebüsch am Grabenrande und an sehr heißen Tagen bot die Wiese Kühlung. Einmal versuchte der Maulwurf eins der Jungen zu fassen, aber Hahn und Henne fielen über ihn her und setzten ihm mit ihren Schnäbeln so zu, daß er schleunigst in der Erde verschwand, und die Elster hatte auch kein Glück, denn so wie sie sich blicken ließ, warnten die alten Hühner und die kleinen verschwanden spurlos im Heidekraute und unter den Brombeerranken, und als einst ein Spitz hinter ihnen herschnüffelte, stellte der Hahn sich lahm und lockte den Hund beiseite, und unterdessen führte die Henne die Jungen in die Heide hinein.

Als die Hühnchen schon etwas herangewachsen waren, zogen die Alten mit ihnen etwas weiter fort, wo vor dem Walde eine grafige Trift war, aus der sich vom Vieh verbissene, dichte Dornbüsche erhoben. Dort hatten die

Rasenameisen in den Heidkrautbüschen und Grashülsen hohe Haufen gebaut, und die waren vollgestopft mit Larven und Puppen. Nur ein wenig Scharren war nötig, und sofort rieselten die weißen Larven und gelben Puppen heraus, und die Hühnchen pickten und schluckten, bis sie nicht mehr konnten. Außerdem fraß in den Eichen der Wickler, der Boden war besät mit Räumchen, die der Wind herabgeworfen hatte; das war auch ein gutes Futter, und überall im Grase lebte und webte es von Heuhüpfern und anderem Geziefer.

Habicht und Sperber ließen sich dort nicht blicken, denn in einer Ecke der Trift waren fast immer die Hütējungen mit dem Vieh; an das Schreien und Peitschenklappen hatten die Hühner sich bald gewöhnt. Wenn sich ein Feind blicken ließ, so warnte die Amsel, der Dornreher oder die Grasmücke; die Hühnchen rannten nach den Dornbüschen und verschwanden. Ihre liebste Stelle war der Waldrand. Da spreizten sich dicke Schlehdornbüsche über einen breiten Graben, auf dessen Sohle, die aus losem Sande bestand, gerade über Mittag die Sonne fiel. Da badete sich dann die ganze Familie; die kleinen Hühner scharrtten den Sand auseinander, legten sich auf die Seite, schlügen mit den Flügelchen, bis sie ihr ganzes Gefieder eingestäubt hatten, blinzelten nach den Hummeln, die vorbeibrummten, aber wenn der Hahn, der derweilen auf dem Grabenborde Wache hielt, leise warnte, sprangen sie auf und schlüpfen unter den Brombeerbusch, der seine zackigen Ranken über den Graben hängen ließ.

Durch das Leben auf der Trift gewöhnten sie sich allmählich an den Wald. Da gab es Fichten, deren Gezweig bis auf den Boden reichte und vor dem Platzregen Schutz bot; sehr viel Dorngebüsch wuchs dort, und im Fallaube und Grase war immer viel Kleingetier, selbst wenn draußen sich vor dem kalten Winde alles verkrochen hatte. So führten denn die alten Hühner ihre Brut gern in den Busch, soweit er licht war, denn vor dem geschlossenen Walde graulten sie sich; ob auch schon Jahrtausende darüber vergangen waren, seit ihre Ururahnen aus den Steppen des Ostens in Hungerjahren, zu hundertköpfigen Flügen geschart, sich westlich der Weichsel angesiedelt hatten, noch immer war in ihnen die Liebe zum offenen Lande wach, und zum Nachtschlaf suchten sie stets die freie Heide wieder auf.

Als die Jungen befliegen wurden, strich das Volk weiter; es trieb sich heute im Felde umher und wagte sich am anderen Tage bis auf das Moor, unfreundlich empfangen von dem Volke, das dort lebte. Das waren etwas kleinere und dunklere Hühner, als die der Feldmark, denn seit langen Zeiten hatten sie sich, seitdem am Rande des Moores Äcker und Felder entstanden waren, unter sich fortgepflanzt und in der Färbung dem Untergrunde angepaßt. Aber so sehr gut bekam ihnen das Leben im Moore nicht; bei dem einem Volke waren vier hellgelbe Stücke und bei dem anderen mehrere grau und weiß gescheckte und ein ganz weißes. Keins von ihnen



M. Belz.

Rephühnergeläufe im Schnee.

Cöthen, Februar 1909.

wurde alt; alle schlug der Habicht, denn wenn sie sich auch drückten, die helle Farbe machte sie offenbar. Bei einem dritten Volke im Moore aber war der Hahn von oben bis unten dunkelbraun, und die Hälfte der Jungen geriet auch so; diese kamen gut weiter, denn die düstere Farbe, die genau so war, wie die der Torfdämme, war ihnen ein vorzüglicher Schutz.

So ganz besonders gefiel es der Kette, die am Rande der Heide aufgekomen war, nicht im Moore, und die Heide war ihr auch mehr eine Zuflucht, denn ein Wohnort. Wo der Roggen, der Hafer und die Gerste in breiten Feldern standen, wo die Kartoffeln geschlossene Dickichte und die Erbsen ein undurchsichtiges Gewirr bildeten, wo der Klee bollwerkte, wo Lupine und Seradella blühten, da war ihre richtige Heimat, da fühlten sie sich, da lebten die Hühner. Nicht nur diese eine Kette war es, die in der Feldmark lag, sondern ein halbes Dutzend. Eine war darunter, die zählte zwanzig Köpfe. Der einen Henne, deren Hahn im Mai der Habicht geschlagen hatte, hatte ein zugewandter, liebestoller Hahn, der keine Henne gefunden hatte, so zugesetzt, daß sie in ihrer Legenot in ein fremdes Nest legte und die andere Henne brachte die fremden Eier mit aus. Aber soviel Ketten auch im

Selbe lagen, jede hielt sich für sich, und gelte Paare, denen die Gelege zum zweiten Male ausgemäht waren, wurden abgebissen, wollten sie sich zu einem Volke schlagen. So strichen sie hin und her, bis sie auf weitere Paare trafen, die ihre Gelege verloren hatten, und taten sich mit diesen zusammen, ein eigenes Volk bildend.

Herrlich war es im Felde, solange das Getreide stand, und als der Roggen fiel, war es immer noch schön, sogar noch schöner, denn auf der Stoppel lagen Unmengen von Unkrautsamen und die Frucht gab noch Deckung genug. Auch als der Hafer und die Gerste fielen, konnten sich die Hühner noch genug bergen, denn die Kartoffeln, die Lupinen und die Serradella waren noch da. Aber dann kam der Tag, und es wurde gefährlich in der Feldmark. Ein großer, weißbunter Hund stieß ein Volk heraus und ein Doppelschuß sprengte es auseinander. Der Hund suchte Huhn auf Huhn; mochte es zuerst auch sich durch Laufen zu retten suchen, schließlich mußte es doch heraus und wenn es aufstand, fiel es im Knall wie ein nasser Lappen auf die Stoppel oder rannte, war es geflügelt, zur nächsten Deckung und drückte sich, bis es der Hund fand und dem Jäger zubrachte.

An zwei Völker aber kam der Jäger nicht heran, an die Gethühnerkette und an das Volk von der Heidekante. Die Gethühner hielten den Hund nicht aus. Sie liefen in Deckung, bis sie außer Schußweite waren; dann standen sie auf und strichen so weit, daß der Jäger sie nicht im Auge behalten konnte. Es war ein alter Jäger und er schüttelte den Kopf über die Klugheit der Hühner. In seiner Jugend, als er noch mit dem Vorderlader und dem kurz suchenden deutschen Vorstehhunde jagte, hatten die Hühner besser gehalten. Als die Hinterlader aufkamen und die weit suchenden englischen Hunde, die Pointer und Setter, sich einführten, dauerte es nicht lange, und die Hühner hielten nicht mehr so gut. Und nun waren die Repetiergewehre aufgekommen, die so weit schossen; binnen zwei Jahren hatten die Hühner den Unterschied herausgefunden und hielten zwei Tage nach Aufgang der Jagd nicht mehr.

Das Volk von der Heidekante hatte er nur einmal schußgerecht gehabt. Als es vor dem Hunde aufstand, hatte er die Flinte an den Kopf gerissen, aber gleich wieder abgesetzt und gemurmelt: „Gabelhühner!“ Er hatte gesehen, daß die jungen Hühner noch keine vollentwickelten Mittelfedern in den Schwänzen hatten, also noch nicht schußreif waren. Als sie das aber waren, da bekam er sie nicht zu Schusse, denn sowie der Hund sie fand, dann liefen sie, was sie konnten, und standen sie auf, mochte es auch tief im Felde sein, immer schwenkten sie nach der Heide ab. Er suchte die halbe Heide ab, fand sie aber nicht. Als er müde und hungrig durch das Holz ging, hörte er den Hahn locken, und unwillig brummte er: „Holzböcke!“

Als die Jagd aufging und das Feld immer leerer und unruhiger wurde,



*M. Behr.*

*Bei Aken, Oktober 1909.*

### Rephühnerspuren im Sand.

hatte sich die Kette wieder der Trift und des Waldes erinnert. In der Morgenfrühe und gegen Abend lag sie im Felde, und auch wohl um die Unterstunde, wenn die Bauern zu Mittag aßen und schliefen, fiel sie zu Felde; die übrige Zeit verbrachte sie in der Heide oder auf der Trift. Mehr als einmal suchte der Jäger sie, aber er bekam sie nie zu Schusse, weil sie den Hund nicht aushielt und jedesmal, wenn sie angerührt war, spurlos verschwand, denn seitdem der Hund sie auch im Busche gestört hatte, strich sie bis in das Moor. Sie zählte jetzt zwölf Köpfe, denn vier Junghühner, der Rest einer stark beschossenen Kette, hatten sich zu ihr geschlagen.

Vor Beginn des Oktobers war der Jäger es schon leid, hinter den Hühnern, die nicht halten wollten, umherzulaufen, und als die Hasenjagd aufging, kümmerte er sich gar nicht mehr um sie. Da gewöhnten sich die Hühner wieder mehr zu Felde. Deckung boten noch die Kartoffeln, aber auch damit nahm es schließlich ein Ende. Der Kette von der Heidekante war





J. Atkinson.

Pool (Yorkshire), Juni 1906.

Ausgekrochenes Feldhührgelage.

das gleich; die Heide und der Busch boten ihr Deckung zur Genüge, wenn sie im Felde die Kröpfe mit Unkrautsamen und Gewürm gefüllt hatten. So standhaft, wie den Sommer über, waren die Hühner nicht mehr; eine seltsame Unruhe zwang sie, entlegene Feldmarken aufzusuchen, heute in der Heide zu liegen, morgen im Moore. Meilenweit riß sie die Wanderlust fort, in Gegenden, die sie gar nicht kannten, aber schließlich zwang es sie doch wieder nach der Feldmark vor der Heidkante zurück, wo sie aus den Eiern gefallen waren, und dort lebten sie wieder ihr altes, gemütliches Leben.

An einem schönen Nachmittage, als die Hühner, durch die Jäger, die im Felde auf Hasen gesucht hatten, vergrämt in der Heide lagen, richteten sie sich plötzlich alle auf einmal empor. Ein seltsames Geräusch trug der Wind zu ihnen heran; es war, als wenn unzählige Hühner auf einmal riefen. Näher und näher kam das seltsame Lärmen, immer deutlicher konnten die Hühner es vernehmen, daß dort viele, viele ihresgleichen riefen, und doch nicht ihresgleichen, denn etwas Wildfremdes, Ungehörtes lag in dem Ruf. Aber dabei hatte er wieder etwas an sich, das die zwölf Hühner, die steif wie zwölf Pfähle im Heidkraute standen, im innersten Wesen ergriff, als wäre es ein Laut, den sie einstmals vernommen, aber ganz wieder vergessen hatten, und ihnen wurde zumute, als müßten sie dem Rufe folgen und wandern, so weit sie könnten, immer weiter und weiter.

Immer näher kam das Rufen, und es war von einem Schwirren begleitet,



*W. Wilson.*

*Skipton (England), Mai 1908.*

Nest und Gelege des Feldhuhns.

das immer stärker wurde. Viele goldig schimmernde Punkte strichen über die Stoppel, fielen auf ihr ein und liefen als graue Flecken weiter. Über sie hin aber strichen wieder goldene Punkte, senkten sich zu Boden und wurden zu grauen Klumpen. Jetzt schwirrte ein Flug bis zum Heidrand, fiel auf der Heide ein und die Hühner sahen, daß es viele ihresgleichen waren, nur kleiner und grauer, und unruhiger. Hastig pickten die vordersten und trippelten voran, und die hinter ihnen waren, schwirrten auf und strichen in die Heide hinein, und die anderen folgten ihnen. Ein neuer Trupp kam an, fiel bei der Standkette ein, aber keins der fremden Hühner kümmerte sich um die Heidhühner; hastig pickend trippelten die Wanderhühner an ihnen vorüber, bis sie sich aufnahmen und fortstrichen.



M. Stechel.

*Klein-Elguth (Schlesien), März 1909.*

Starkes Rephühnervolk bei der Nahrungssuche im Schnee.

Bis in den späten Abend hinein zogen die fremden Völker vorüber, alle aus derselben Richtung kommend, alle nach derselben Richtung ziehend, alle einander gleich an Gestalt, Farbe und Schärfe des Rufes. Mitten im Felde standen die Jäger, schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen und schimpften, daß sie keine Patronen mit Hühnerhagel bei sich hatten; sie verschossen das grobe Zeug auf die fremden Hühner, die trotz des Schießens näher kamen und zusammenhielten, wenn auch die Schüsse mehrere Stücke aus einer der Ketten herausholten. Erst als es dunkler Abend war, gingen die Jäger zum Dorfe und konnten nicht genug erzählen von ihrem Erlebnis, und kopfschüttelnd besahen sie die Hühner, die sie erbeutet hatten; es waren echte Rephühner, und doch sahen sie so ganz anders aus, als die Hühner, die in der Feldmark ausgelaufen waren.

Am anderen Morgen waren die Jäger wieder da und hatten noch sechs Schützen mitgebracht. Als sie durch die Felder gingen, horchten sie, ob sie nicht wieder, wie am Tage vorher, überall Hühner rufen hörten, aber es war alles still. Sie nahmen Abstand und gingen mit den Hunden in



*O. Graham. Yorkshire (England), Juni 1906. W. Farren. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1903.*  
Brütendes Reophuhn.

langer Kette durch die Felder; sie suchten und suchten, aber sie fanden nur die Kette Gethühner und die hielt nicht; die fremden Hühner aber waren fort. Nach drei Tagen lasen die Jäger in der Zeitung, daß viele Meilen weiter die Wanderhühner aufgetaucht und in westlicher Richtung weiter gezogen waren, überall die Jäger in Verwirrung setzend.

So, wie die wandernden Völker, waren vor grauen Zeiten große Scharen von Hühnern in dieser Gegend erschienen. Die Dürre hatte sie in dem einen Jahre, früher Schneefall im anderen aus den Steppen des fernen Ostens vertrieben und westwärts gejagt. Immer weiter wanderten sie, so weit sie offenes Land fanden. Sie kamen alle um; kein einziges fand sich wieder zurück. Aber dann kam wieder ein Hungerjahr, und wieder erschienen die Wanderhühner; sie gelangten in Gegenden, wo der Mensch schon Feldbau trieb, wo er eine künstliche Steppe in dem Urwaldlande geschaffen hatte, und sie blieben wohnen und mehrten sich. Bei jedem neuen Vorstoße blieben einige Paare hier, einige dort hängen, und je mehr die Getreidesteppe den Wald zurückdrängte, je offener das Land wurde, um so besser ging es den Hühnern, und im Laufe der Jahrhunderte nahmen sie so zu, daß sie im Herbst zu Tausenden und Abertausenden geschossen werden konnten.

Erst nahmen sie das fruchtbare Weizengelände in der Ebene ein, eroberten dann auch das Hügelland, drangen auf den Sand vor und bis zum



*J. Atkinson. Haby (Yorkshire), Juni 1907.*  
**Rephuhn auf dem Gelege.**

Suße der Berge, gewöhnten sich an den Sand und an das Moor, entwickelten verschiedene Rassen, auf dem fetten Boden es zu großen, bunt gemusterten Stücken bringend, im Moore klein und dunkel, im hungrigen Sandlande klein und grau bleibend.

Wenn dann in ihrer Urheimat ein Hungerjahr den Hühnern die Flügel löste, sie zu Hunderten westwärts trieb, wenn die fremden Hühner dann mit ihrem wilden Rufe auf den Stoppeln auftauchten, dann standen die deutschen Hühner erstaunt und erschrocken da; der Ruf kam ihnen bekannt vor, und doch war er ihnen fremd, es waren Hühner, wie sie selber, und doch anderer Art, und erschrocken flüchteten sie vor ihnen, wie das Volk an der Heidkante vor ihnen geflüchtet war.



*R. Paul. Glogau.*  
**Rephuhn.**



## Gebirgsstelze und Weiße Bachstelze.

Von Martin Braef.

Die gefiederten Bewohner des Waldtales, die Bachstelzen, treiben ein neckisches Spiel. Auf dem Stein, den das Wasser schäumend beneht, steht solch lieblicher Vogel! Auf schlanken Läufen ruht der gestreckte Körper, die lange Schleppe des Schwanzes ist schräg abwärts gerichtet, eng liegen die Flügel am Körper: wirklich, ein entzückend Sigürchen, und bildsauber dazu, so blank und glatt das Gefieder, nicht ein einzig Federchen, das sich hervor-drängt. Und dann die hübschen Farben, so harmonisch über das Kleidchen verteilt: Oberkopf, Nacken, Rücken und Schultern sind aschgrau; die tief-schwarze Kehle wird von dem Blaugrau der Wangen effektiv durch einen weißen Streifen getrennt; alle unteren Teile aber, von der Oberbrust an bis zu den Unterschwanzdecken, zeigen das reinste Gelb, so leuchtend und schön wie die Hahnenfußblüte.

Noch immer sitzt der schmucke Vogel auf seinem Plätzchen; aber plötzlich rennt er davon. Über die Steine geht es, durchs seichte Wasser, übers Wurzelgeflecht der riesigen Buchen, immer am Ufer dahin. Wagrecht und gestreckt ist beim Lauf die Haltung des Körpers, nur der lange Schwanz ist meist ein wenig gehoben, denn die Schleppe macht sich niemand gern schmutzig und naß, und solch ein zierlich Grifettchen, wie es die Gebirgsstelze ist, muß stets nett und sauber aussehen — „à quatre épingles“ bis aufs winzigste „Tüpfel“.

Jetzt hemmt der zierliche Vogel den flüchtigen Schritt; auf einem Stein faßt er Posto. Weit wippt der Schwanz auf und nieder. Allmählich nur werden seine Bewegungen weniger heftig; der Körper richtet sich auf, die lange Schleppe senkt sich ein wenig. Das Gleichgewicht auf der schmalen Kante des Steins ist endlich gefunden, und nun steht das Vöglein wieder in ruhiger Haltung.

Da plötzlich wirft sich der Vogel empor; er hat sein Weibchen bemerkt, das von einem überhängenden Zweig in bogigem Flug einem Felsblock zustrebt; jetzt jagen sie beide ausgelassen dahin, bald hoch in der sonnigen Luft, bald niedrig über dem Wasser. Gelb und weiß leuchtet es auf, dann blitzartig wechselnd, bei jeder Wendung ein sanfteres Grau. Wie ein Fächer spreizt sich der Schwanz; dann legt sich die lange Schleppe wieder ganz schmal zusammen, aber immer noch jeden Moment in ihrer Färbung wechselnd, oben dunkel, unten schneeiges Weiß. Das Weibchen ist fast eben so hübsch gezeichnet



*K. Spengler.*

*Rothehütte (Harz), Juni 1909.*

Nest und Gelege der Gelben Bachstelze in einer Brückenmauer.

wie der Gemahl, nur daß ihm die tiefschwarze Kehle fehlt, auch leuchten die Farben nicht ganz so schön. Aber kokett sind die beiden, eins wie das andere.

Jetzt hat der gaukelnde Lufttanz ein Ende. Die Vögel laufen am Rande des Baches dahin, oft bis an die Ferse im Wasser, bald hier, bald dort einen Bissen aufnehmend: kleine Libellen, Wassermotten, Schnaken, Frühlingsfliegen, Mücken, Hafte, die fertigen Insekten sowohl wie ihre Larven und Puppen. Auch vom Gesträuch und den Gräsern nehmen die Vögel weg, was sie erblicken; bald im Sprung, bald im kurzen Flug haschen sie hastig danach. Selbst die vorüberfliegenden Kerbtiere wissen sie geschickt mit dem Schnabel zu packen. Quecksilbernes Leben! Von dem Stein auf den Pfahl, vom Wurzelgeäst hinauf zum Baumzweig, vom Brückengeländer zur Ufermauer hinab, dann ein Stückchen am Weg hin, der den Bach begleitet, und jetzt in weiterem Flug hinunter zum Wehr, das den Wasserlauf sperrt, immer gemeinsam, immer sich lockend. Dem Wasser, an dessen Rand sie geboren sind, das ihnen die leckerste Nahrung spendet, bleiben die lieblichen Vögel zeitlebens treu. Wiesen und Felder besuchen sie selten und nur auf wenig



K. Spengler.

Brütende Gebirgsstelze.

Rothehütte (Harz), Juni 1909.

Minuten; gleich sind sie wieder an ihrem Bach, dessen Plätschern ihnen vertraut ist. Den Namen „Bach“stelze verdient keine Art mit solchem Recht, als unsre gelbe Gebirgsbachstelze.

Hier am Wehr, kurz vor der klappernden Mühle, ist das Lieblingsplätzchen des zierlichen Paares: Wasser und Steine, ein wenig Gesträuch, darüber buschige Erlen, Sonnenschein und daneben lauschiger Schatten und reichliche Sitzgelegenheit, freie Umschau zu halten. Der Schütze, der den Zufluß des Wassers auf das knarrende Rad regelt, das hohe Schindeldach der gemütlichen Mühle, das Brückengeländer, der Gartenzaun: überall ruht sich's auf ein Weilschen so gut. Dann stößt wohl bisweilen das Männchen ein paar trillernde Töne hervor, flattert herab, spreizt den Fächer des Schwanzes und bläht das Gefieder, setzt sich dann wieder auf ein anderes Plätzchen, trippelt umher und zirpt noch ein paarmal. Aber das ist auch alles an musikalischer Leistung; auf einen wirklichen Gesang versteht es sich nicht. Nur die Locktöne sind mannigfaltig: neben dem harten Doppelgesang „zickick“, wie ihn ähnlich auch die weiße Bachstelze bringt, die lange Reihe





K. Spengler.

Kothohütte (Harz), Juli 1909.

9 Tage alte Gebirgsstelzen im Nest.

von schnell ausgestoßenen ze-Lauten, die an den Lockruf der Sumpfmeise erinnern, dazu ein fast zischendes „zizizizizi“ und andre Variationen.

In einer Lücke der Ufermauer steht das Nest des anmutigen Pärchens, zwei Meter über dem Wasser. Die zweite Brut soll es aufnehmen. Die erste ward vor einem Monat ein Opfer der Katze, die ein Junges nach dem andern mit ihrer Pfote hervorzog, so sehr auch die geängsteten Eltern zeterten und den frechen Räuber umschwärmten. Und doch stand das Nestchen gut geschützt hinter einem ausgefaulten Pfahle am Wehr. Als aber eines Tages sämtliches Wasser in den Mühlgraben floß und das Bachbett unter dem Wehr nur noch ein dünnes Rinnsal aufwies, hatte die Katze geringe Mühe, das Nest zu erreichen. Noch ein paar Tage nach dem Tod ihrer Kleinen umflatterten die Alten, jämmerlich klagend, den traurigen Ort; sie schrien vor Angst, wenn sie die Katze nur von weitem erblickten. Doch was half's! Das Unglück ließ sich nicht ändern.

Der Vater war's, der zuerst den Unfall vergaß; er hatte das Loch in der hohen Ufermauer bemerkt; es schien ihm der rechte Platz, ein zweites Nest zu errichten. Von oben konnte kein Räuber an der glatten Steilwand herab, unten aber staute sich das Wasser kurz vor dem Wehr. Emsig lockte er nun sein Weibchen, flog unruhig von einem Plätzchen zum andern, flatterte vor dem Eingang der Höhle, setzte sich auf den Rand und besah sich den



*Graf Münster.*

*Linz, Juni 1910.*

Gelbe Steiße mit Futter zum Nest kommend, und Umschau haltend.





Greif Münster.

Flügge.



Linz, Juni 1910. K. Söffel.

Junge Gelbstelze.

Schloß Bischofstein, Juni 1910.

Aus dem Nest gefallen.

halbdunkeln Raum; dann schnurrte er wieder hinüber zur Gattin und trieb anmutige Flugschritte, sie zu ermuntern. Aber so sehr er sich auch bemühte, das Weibchen schien ihn nicht zu verstehen. Da konnte er sich nicht länger bezwingen; kleine Reiserchen las er auf und legte sie vorn in die Öffnung der Mauer, riß Grasbüschel aus dem Boden und brachte sie mit Mühe samt den Erdklumpchen, die zwischen den Wurzeln hingen, gleichfalls dahin, und als er dann etwas grünes Erdmoos abzupfte, kam plötzlich die Gattin herbei und half ihm bei seiner Arbeit. Ein kunstvoller Bau ward es nicht; aber er ruhte doch sicher und fest, und die Unterlage war massig und dicht, daß die Kälte des Steins nicht hindurchdringen konnte. Nun galt es nur noch, mit weichen Stoffen das Nestchen zu polstern. Manches liebes Mal flogen die Vögel auf den Platz vor der Mühle, in den Garten daneben, auf den Weg längs des Baches, und stets brachten sie etwas mit heim: Haare vom Pferd, Borsten vom Schwein, Wolle von Ziegen und Schafen — ein Vogel findet immer etwas, wo ein anderer das Suchen längst aufgeben würde. Nach vierzehn Tagen war auch der innere Ausbau der Wohnung vollendet; Haar schmiegte sich eng an Haar in kreisrunden Bogen, ein sauberes, weiches Polster für Eier und Junge.

Eine Woche verging; dann lagen vier zarte Tönnchen im Nest, kleiner als die der schwarz-weißen Base, auch anders gefärbt: auf schmutzig-gelblichem Grunde überall gelbbraunliche Punkte und Spritzer, gleichmäßig über die ganze Fläche gebreitet. Die Mutter sitzt so fest auf dem Gelege, daß sie es nicht verläßt, auch wenn ein Räuber ihr Leben bedroht, und auch der Vater löst die Gattin gern in ihrem Geschäft täglich ein paar Stunden ab. Aber



Stephainsky. Tillowitz (Ober-Schl.), April 1910. Weibchen auf einem Gartenzaun.



Stephainsky. Goldmoor (Scheidlow), Mai 1910. Junge Stelze.

### Weißer Bachstelze.

noch inniger ist die Liebe der Eltern zu ihren Jungen; besonders wenn diese das Nest verlassen, ist Sorge und Aufregung groß. Das Wasser, später der beste Freund und Vertraute der leichtfüßigen Vögel, ist anfangs eine Gefahr für die unerfahrene Brut. Wie leicht fällt eins der Kleinen aus dem Nest heraus und ertrinkt, oder wie leicht wird der erste Flug nach dem gegenüberliegenden Rand am Bache zu knapp genommen. Aber glücklich hat auch der letzte die Kinderstube verlassen, und nun sitzen die vier auf einem wagrechten Ästchen und sperren die Schnäbel den fütternden Alten entgegen. Im Fliegen sind sie noch ungeübt, aber im Rennen stellen die kleinen Dinger schon ihren Mann. Wie hurtig es geht, am Fußweg dahin, immer den lockenden Eltern nach, die bald hier, bald dort ein Insekt vom Boden, vom Grashalm aufnehmen und es dann der hastig herbeirennenden Schar überlassen.

Später erst üben die Bachstelzenkinder die Schwingen; aber haben sie's einmal gelernt, sich kühn in die Luft zu werfen und in bogenförmigem Flug auch ein entferntes Lieblingsplätzchen zu erreichen, dann ist ihnen das Fliegen, Flattern und Schweben ebenso lieb, wie das hurtige Rennen am Weg und im steinigen Bachbett. Auch das Schwänzchen wächst im Laufe der Wochen. Im August und September mausert die zweite Brut, die erste gewöhnlich schon Ende Juli. Dann zeigt sich bereits der Unterschied der Geschlechter, die bisher das gleiche Kinderkleidchen trugen. In diesem Alter machen die halberwachsenen Vögel nun auch mit den Kindern anderer Familien Bekanntschaft, die weiter oben oder unten am Bach das Licht der Welt erblickten; denn



*K. Spengler.*

*Rothehütte (Harz), Juni 1909.*

Nest mit sechs Eiern der Weißen Bachstelze.

Jetzt werden immer größere Ausflüge unternommen, auf denen man sich trifft und gern ein Stündchen beieinander verweilt. Früher haßten die Eltern jedes zweite Paar ihrer Art, und es kam zu erbitterten Kämpfen; einen andern Vogel, selbst die weiße Bachstelze, duldeten sie wohl in ihrer Nähe, nur nicht von ihresgleichen ein Pärchen. Aber jetzt gegen den Herbst hin ist aller Hader vergessen, wenn sich, namentlich die ausgelassenen Jungen, auch manchmal neckend herumjagen.

Im Oktober verlassen die Gebirgsstelzen ihre nördliche Heimat; sie wandern bei Tage sowohl wie in der Nacht südwärts, familienweise oder auch einzeln. Doch da sie unter all unsern Stelzen trotz ihrer Lieblichkeit und ihrer unvergleichlichen Anmut gegen die Rauheit der Witterung am wenigsten empfindlich sind, ziehen sie nur nach den südeuropäischen Ländern, ja nicht selten bleibt ein Pärchen auch im harten Winter uns treu. Wenn dann die andern im März aus der Winterherberge zurückkehren, ist alle Not überstanden. Wohl gibt es noch harte Tage im Vorfrühling, daß mancher hungrige Ankömmling sein munteres Wesen verliert und froh ist,



K. Spengler.

Rothehütte (Harz), Juli 1909.

Weißer Bachstelze. Junger Vogel im Gezweige.

wenn er auf Wegen und Dungstätten Genießbares findet; aber wem es ge=glückt ist, dem Winter in Deutschland drei volle Monate standhaft zu trotzen, dem bereiten auch die rauhesten Tage im Lenzmond keine Not mehr.

Gleichzeitig mit der Gebirgsstelze, oder höchstens ein bis zwei Wochen später, kommt die Weiße Bachstelze im mittleren Deutschland an, während die dritte im Bunde, die viel zartere Schafstelze, erst eintrifft, wenn Baum und Strauch sich belaubt haben, ungefähr in den letzten Tagen des April. Wie Star und Lerche, so ist die Weiße Bachstelze dem Landmann gleichfalls ein Herold des Frühlings; ihr wenig scheues Wesen, wie sie hinter dem Pfluge einhertrippelt und aus der frischgepflügten Furche Larve um Larve ausfließt, wie sie bei den Schafherden weilt oder den Rindern folgt, um hier den Käfern oder Fliegen nachzustellen, welche der Kot dieser Wiederkäuer zu Millionen herbeilockt, ihre liebliche Zutraulichkeit, mit der sie ihre Wohnung am Hause des Menschen oder in seiner nächsten Umgebung aufschlägt, hat es von jeher dem deutschen Landmann angetan, daß er sie wie die Schwalbe vor aller Unbill beschützt.



M. Stöckel.

Weißer Bachstelze auf einem Dach.

Rossitten, Mai 1909.

Ganz so zierlich wie die Figur der Gebirgsstelze ist die der weißen Bachstelze nicht, auch ihre Bewegungen, namentlich im Flug und im schnellen Lauf, sind nicht so graziös — der wippende Schwanz erreicht bei weitem nicht jene Länge, stämmiger sind die Läufe, der ganze Körper etwas stärker gebaut — aber die Farben und ihre Verteilung auf dem Gefieder sind, obschon das strahlende Gelb fehlt, gleichfalls schön. Männchen und Weibchen unterscheiden sich wenig, nur ist bei letzterem der schwarze Fleck auf Hinterkopf und Kehle etwas kleiner.

Ein Waldvogel ist die Weiße Bachstelze nicht; sie meidet den Hochwald, auch das Gebirge über der Baumgrenze. Aber am Waldesrand, wo ein Wässerchen fließt und grüne Weideplätze sich talwärts senken, hört man oft ihren zweifelhigen Lockruf: „ziuwiß-zißiß“, ein hohes, dünnes Stimmchen, trotzdem durchdringend und scharf. Am liebsten ist ihr's, wo Menschen wohnen, Äcker mit Wiesen abwechseln und Weiden oder Erlenbüsche die Ufer des Wassers begleiten, das durch die fruchtbare Au zieht. Aber auch einsame Gegenden meidet sie nicht; der verlassene Steinbruch zwischen den Feldern, die verfallene Hütte am Waldrand, die felsige Steilwand der Berglehne sind Lieblingsplätzchen der Bachstelze, und es kommt ihr nicht ängstlich drauf an, daß sich ein Fluß oder Bach ganz in der Nähe ihrer Wohnung befindet. Wozu hat sie die Schwingen? Schnell ist man dort am Ufer des Wassers, schnell auf dem trocknen Acker oder der Viehtrift, schnell wieder hier auf dem Dach des Bauernhauses. Hurtig tragen die Schwingen; leicht und gewandt schießt der schlanke Körper in steigenden und sinkenden Bogen dahin, den zusammengefalteten Schwanz wie eine elegante Schleppe nachziehend, bald turmhoch über der Erde, bald niedrig über dem Fluß oder Teich. Vor einem weiten Flug über das Blachfeld scheut die Bachstelze nicht zurück; sie weiß es, kein





R. B. Lodge.

Enfield, November 1896.

Schwarze Stelze, im Anspüßlicht Nahrung suchend.

Raubvogel erwischt sie so leicht, selbst der blitzschnelle Lerchenfalk verfehlt sein Ziel, so rasch ist ihr Flug und so sicher schwenkt sie von der eingeschlagenen Richtung ab; Flügel und Schwanz hat sie stets in ihrer Gewalt.

Und auch zum Vergnügen treibt der muntere Vogel manch heiteres Spiel in den Lüften, er fliegt aus Passion, langes, ruhiges Sitzen ist nicht seine Art. Am Dach hat er eben sein kunstloses Liedchen zum besten gegeben, ein halblautes Gezwitzcher aneinandergereihter Locktöne; da schwingt er sich plötzlich, gleichsam hüpfend, ein paar Meter mit ausgebreitetem Schwanzfächer empor. Aber kaum sieht er wieder an seinem Plätzchen, so sieht er einen Sperling oder Sinken vorbeischwirren — hurtig ihm nach! Wie bald das flinke Vöglein ihn eingeholt hat! Aber böse gemeint ist es nicht; nur ein wenig necken und jagen will sich die Bachstelze mit andern Kleinvögeln oder mit ihresgleichen. Höchstens im Lenz gibt es ernstere Kämpfe, wenn zwei Nebenbuhler sich heftig befehden.

Der schnelle, gewandte Flug kommt den schwarz-weißen Vögeln ganz besonders zustatten, sobald sich ein Raubvogel zeigt. Ihr scharfes Auge bemerkt den Feind, auch wenn er noch fern ist. In wenig Augenblicken sieht sich dieser von einer ganzen Schar Bachstelzen umgeben, die den Verhassten schreiend umflattern, denn alle, die im Umkreis nisten, stehen sich bei, so sehr sie sich auch sonst befehden. Die kühnen Vögel ruhen nicht eher, als bis sie den Eindringling aus ihren Grenzen verjagt und ihm seine bösen Pläne vereitelt haben. Besonders hassen die Bachstelzen jede Eule; entdecken sie einmal solch lichtscheuen Vogel, so flattern und zetern sie aufgeregt, stoßen nach ihm, und erst, wenn sich die bedrängte Eule ärgerlich in den dunkelsten Winkel des Baumes oder in eine finstere Ecke am Haus zurückgezogen hat, zerstreuen sich die beherzten Vögelchen wieder.

Und gar der Kuckuck, wie sie ihn hassen! ob sie es wissen, daß er ihnen gern sein Ei in ihr Nest legt und so ihre eigne Brut zerstört? oder halten sie den Kuckuck in seinem gesperberten Kleid, wenn er schnell wie ein Falke daherschießt, für einen Räuber? Schreiend werfen sie sich ihm entgegen, und schmachvoll muß der Große den Kleinen weichen, die wie im Triumph dann zurückkehren und sich mit Freudengeschrei in der Gegend wieder zerstreuen.

Einige Zeit nach der Ankunft im März wird das Nestchen gebaut. Eine flache Höhlung, wo es auch sei, ist dem Pärchen immer am liebsten: zwischen den ausgewaschenen Wurzeln am Bach oder die Uferhöhle, die von dem überhängenden Rasenbüschel fast ganz verdeckt wird, hinter dem Schutzblech oder zwischen dem Pfahlwerk des Mühlrads, eine Vertiefung der lehmigen Lehne am Hohlweg oder im Felsen des Steinbruchs, zwischen den alten Knorren der Kopfweide, eine Lücke am Holzstoß, der Balken oder Sparren unter dem Dach eines Hauses, ein Vorsprung am Brückengemäuer, oder auch das ausgefaulte Loch im Stamm einer Erle — es gibt hundert geeignete Plätzchen, und die Wahl ist nicht leicht. Hat man sich endlich entschlossen, so wird Baumaterial herbeigeschafft, wie es die Höhlung gerade erfordert. Zuerst eine gröbere Lage von dünnen Reischen, Stengeln, Grasbüscheln, vertrockneten Blättern und Moos, dann feinere Stoffe: Halme, dünne Würzelchen und besonders allerlei Haare und Säden, wie sie in der Nähe jedes Gehölzes in reicher Auswahl umherliegen. Borsten vom Schwein und Wolle vom Schaf, Kuhhaare, Garn- und Zwinsäden, namentlich aber lange Haare aus dem Schweif und der Mähne des Pferdes bilden ein prächtiges Polster; dagegen werden Federn meistens verschmäht. Äußerlich gleicht das Nest recht oft einem groben, unförmigen Klumpen, aber innen der Napf ist immer sauber und nett, tief und von regelmäßiger Rundung.

Das Gelege zählt sechs, bisweilen auch sieben Eier; sie sind ziemlich groß im Verhältnis zu dem zierlichen Bau des Vogels. Auf trübweißem Grunde tragen sie eine Menge hellgrauer und bräunlicher Pünktchen, meist gleichmäßig über die ganze Oberfläche verstreut, doch bleibt die Gesamtfärbung fast immer sehr licht. Nach vierzehn Tagen durchbrechen die Jungen die Schale. Mit schwärzlichen Dunen ist ihr Körperchen sparsam bekleidet; die rötlich-grauen Schnäbelchen mit den weißgelben Mundwinkeln sperren sich den Alten gierig entgegen, die sie mit feinsten Insektenkost füttern. Anfang, spätestens Mitte Mai verläßt die kleine Gesellschaft ihre Geburtsstätte, und wenn das Schwänzchen seine gehörige Länge auch bei weitem noch nicht erreicht hat, so stellen sich doch die kleinen Dinger sofort recht geschickt beim Fliegen an, ja, die Kunst des Laufens, so scheint es, bringen sie mit auf die Welt. Obgleich sie im Nest nie ihre rötlich-weißen Füßchen üben konnten,



O. Graham.

Trauerstelze am Nesteingang.

Yorkshire (England), Mai 1904.

rennen sie doch, kaum ein paar Tage der Kinderstube entflohen, über Stock und Stein schnell und sicher dahin: es liegt ihnen im Blute.

Erst nach einem Monat löst sich das innige Band zwischen Eltern und Kindern. Die zweite Generation wird im Juli flügge; doch verzögert sich nicht selten das Brutgeschäft, wenn eine Katze, ein Marder oder ein Wiesel Eier oder Junge raubten oder das Nest durch einen andern Unglücksfall zerstört ward. Dann sieht man wohl auch noch Ende August, Anfang September unselbständige Jungvögel, die sich von den Alten füttern lassen.

Zu mehr oder minder zahlreichen Schwärmen vereinigen sich die Wanderer, immer neue Trupps stoßen zu ihnen. Die letzten Nächte in der Heimat verbringt man am Teich oder See im Schutze des Röhrichts, wo auch Stare in großer Menge einfallen. Aber eines Abends erhebt sich die Reisegeellschaft, laut rufend und zwitschernd, daß die Menschen deutlich die Stimmen vernehmen. Am Tage lockt eine Viehtrift, das Tal eines Flusses, von einem Ort zum andern geht es im bogigen Flug; aber die eigentliche Weiterreise beginnt gewöhnlich erst mit



*W. Farren.*

*Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1906.*

**Trauerstelze am Nesteingang, und mit Futter ankommend.**

Einbruch der Nacht. Viele Bachstelzen überwintern schon im Süden Europas, doch überfliegen große Mengen auch die See, ja bis weit ins Innere Afrikas dringen sie vor. Einzelne Pärchen bleiben ihrer nördlichen Heimat treu; sie überwintern an offenen Gewässern, wo sie dürrig ihr Leben fristen.

Selbst vor dem fernen Norden schreckt der anscheinend doch so zarte Vogel nicht zurück. In Südgrönland, auch auf Island, den Faröern, im mittleren und südlichen Skandinavien ist die Weiße Bachstelze Brutvogel; durch Rußland und Sibirien zieht ihre Nordgrenze, um am Jenissei den östlichsten Punkt des Verbreitungsgebiets zu erreichen. In Europa fehlt der reizvolle Vogel wohl keinem einzigen Lande, und ebenso ist er über die weitaus meisten Gebiete Asiens verbreitet. Freilich wird unser deutsches „Ackermännchen“ in den verschiedenen, von Mitteleuropa westlich wie östlich gelegenen Ländern durch nah verwandte Formen vertreten, von denen mancherorts auch mehrere beieinander wohnen, ohne sich zu vermischen, z. B. in Großbritannien.

Die bekannteste, zugleich eine der ausgeprägtesten Unterarten, ist die sogenannte Schwarze Bachstelze. Das Aschgrau der weißen Schwester ist hier fast völlig von einem tiefen Schwarz verdrängt. Diese Abart ist nur auf Westeuropa beschränkt, namentlich sind die britischen Inseln ihre eigentliche Heimat.

Andere Abarten oder Rassen sind für Europa von geringerer Bedeutung; gleichfalls eine westliche wird als „Schwarzfleckige“ Bachstelze bezeichnet; eine mehr osteuropäische Form besitzt besonders breite weiße Flügelbinden, und so gibt es noch mehrere Unterarten.



W. Farren.

Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1906.

Weibchen und zwei Junge der Schwarzen Stelze.

## Der Flußuferläufer.

Von Dr. Ernst Schäff.

„Wippsteert“, die Weiße Bachstelze, hatte sich zeitig im Jahre, als es den meisten Zugvögeln noch zu kühl und unbehaglich war, ein nettes Revier am Ufer des Fließchens ausersehen und trippelte hier flink und beweglich, schwanzwippend tagtäglich umher. Es dauerte auch nicht lange, so hatte sie oder vielmehr er, denn es war ein „Er“, eine bessere Hälfte gefunden und nun ging es alsbald eifrig an den Bau des Nestes, für das sich leicht ein hübscher, sicherer Platz zwischen den freiliegenden Wurzeln eines alten Weidenbaumes gefunden hatte. Das sandige Ufer, auf das die Sonne so schön warm schien, bot allerlei Insektenvolk, auf das man Jagd machen konnte, und alles schien sich aufs Beste anzulassen. Da erschien eines Morgens ein fremder Gast, wenig größer als Wippsteert, in graubräunlichem, etwas grünlich schimmerndem Gefieder mit weißer Unterseite, die am Halse fein dunkel gestrichelt war. Einen so schönen, langen Wippschwanz wie die Bachstelze besaß der neue Ankömmling nicht, wenn der Schwanz auch ein gut Stück unter dem Flügel hervorsah, aber er wippte damit auf und ab, fast gerade so wie unser Wippsteert selber. Dem paßte die Gesellschaft aber durchaus nicht. Er fühlte sich in seinen Rechten sehr beeinträchtigt, in seiner Behaglichkeit gestört und daß der Uferläufer nun gar auch Fliegen, Netzflügler, Larven und was sonst am Flußufer zu finden war, fing und verspeiste, das ging denn doch entschieden zu weit! Frau Wippsteert war derselben Ansicht wie ihr Gatte und sie rückten dem Eindringling etwas auf den Leib. Daß socht ihn aber nicht sehr an, er machte seine Verbeugung, wippte vergnügt mit dem Schwanz und trippelte am Wasserrande mit der unbefangenen Miene von der Welt hin und her. Schließlich flog er, um sich die Gegend etwas näher zu betrachten, ein Stück weiter flußabwärts und nun stürzten die Bachstelzen ihm keifend und scheltend nach, bis der Uferläufer sich auf einer flachen Stelle wieder niederließ. Direkt ihn anzugreifen, wagten die Bachstelzen nicht, da er ein ziemlich kräftiger Bursche zu sein schien und einen wesentlich längeren Schnabel als die Bachstelzen besaß. Sowie er aber aufflog und ganz dicht über dem Wasser dahinstrich, was seine Gewohnheit zu sein schien, dann verfolgte ihn das Ehepaar unablässig, ohne den Uferläufer aber aus seinem Revier vertreiben zu können. Ja, es dauerte nicht lange, so war noch ein zweiter Uferläufer da, der gerade so ausah wie der erste und ebenso mit dem Schwanz wippte, knickte und dienerte. Aus der Art und Weise, wie die beiden miteinander





*E. W. Taylor.*

*Yorkshire (England), Juni 1910.*

#### Eier und Nestjunge des Flußuferläufers.

umgingen, sahen die Bachstelzen mit Schrecken, daß es ein richtiges Paar sei und daß sie augenscheinlich die Absicht hegten, sich dort in der Gegend häuslich niederzulassen. Na, das konnte ja hübsch werden! Das Bachstelzenweibchen hatte inzwischen sieben Eier gelegt und die mußten jetzt notwendig bebrütet werden. So stand das Männchen denn allein den beiden ungebetenen Gästen gegenüber und wenn auch gelegentlich mal andre Bachstelzen in die Nähe kamen und auch gegen den Zuzug fremder Elemente protestierten, so hatten doch alle Bemühungen, sie wegzugraulen, nicht den geringsten Erfolg. Die Uferläufer blieben und taten, als ob sie dasselbe Recht an Ufer, Wasser und Insekten hätten wie die Bachstelzen. Man sah sie bald darauf mit allerlei Nistmaterial, trocknen Halmen, feinen Wurzelfasern und dergleichen, fliegen, das sie nach einem dem Bachstelzennest gegenüber am andern Ufer des Flusses stehenden, alten, von allerlei Unkraut dicht umwucherten Busch schleppten. In diesem Busch war vom Hochwasser des letzten Herbstes her ein Wust von trockenem Stroh, Quecken, Laub und ähnlichen Stoffen hängengeblieben; darauf bauten die Uferläufer ihr Nest,



*O. Graham.*

*Yorkshire (England), Mai 1909.*

Flußuferläufer, zum Nest gehend und brütend.



*E. W. Taylor.*

*Yorkshire (England), Juni 1910.*

Flußuferläufer, sich auf das Gelege setzend und brütend.

das abgesehen von der Unterlage viel hübscher und ordentlicher aus sah als das etwas liederliche Bachstelzennest. Dessen Inhaber hatten sich inzwischen in das Unvermeidliche gefügt, was ja jedenfalls auch das einzig richtige war, und duldeten die Anwesenheit der Uferläufer, spazierten auch wohl in ihrer Nähe auf dem sandigen Ufer oder an schlammigen Stellen umher, konnten es aber doch nicht lassen, hier und da noch einmal wieder mit lautem Geschrei hinter den Konkurrenten herzufliegen. Im Grunde konnte von wirklicher Konkurrenz oder gar von der Beeinträchtigung vitaler Interessen schon längst keine Rede mehr sein, denn das Revier war groß und die zunehmende Wärme brachte ein solches Heer von Mücken, Fliegen, Käfern, Köcher- und Eintagsfliegen, Libellen und wer weiß was noch für Kerfen zur Entwicklung, daß noch mehrere Paare Bachstelzen sowohl als auch Uferläufer ohne große Mühe ihren Unterhalt hätten beschaffen können.

Die Uferläufer setzten sich gern auf ein paar alte, morsche, im Wasser stehende Pfähle oder auf die trocknen, über das Wasser hinaushängenden Zweige ihres Nestbusches und benutzten meistens eine und dieselbe kleine Stelle am Ufer zum Insektenfangen. Wurden sie aufgestört, so flogen sie so niedrig über dem Flußchen dahin, daß es oft aus sah, als tauchten ihre bogenförmig ausgeschnittenen, mit zwei weißen Binden gezierten Flügel ins Wasser. Mit lautem, sehr hohem „hididididih . . .“ lockten sie sich gegenseitig und das Männchen war während der Flitterwochen unermüdlich, seinem Weibchen, so gut es ging, etwas vorzusingen, wobei es immerfort hin und her über den Fluß strich. Überhaupt hatten die Uferläufer immer so etwas Heimliches an sich, das heißt sie flogen nie hoch in die Luft, entfernten sich auch nicht gern weit vom Wasser, wie es zum Beispiel die Bachstelzen so häufig tun. Immer blieben sie am liebsten am Ufer, wo sie sich unter Gebüsch und Schilf verstecken konnten oder doch Deckung fanden, denn eigentlich verkrochen und verbargen sie sich nicht, hatten vielmehr gern etwas freie Aussicht. Das Weibchen fing Anfang Mai an zu legen, brachte es jedoch, wie fast alle ihre Verwandten, auf nicht mehr als vier Eier, die aber recht groß waren, birnförmig von Gestalt und auf matt rostgelblichem Grunde grau und rotbraun gefleckt. Die Bebrütung dauerte etwas über zwei Wochen, dann schlüpfen vier allerliebste Uferläuferchen aus, die ein oben graues, dunkel geflecktes, an der Unterseite weißes, weiches Dunenkleid trugen und bald das Nest verließen, um von den sehr um sie besorgten Eltern in die Welt geführt zu werden.

Sie haben es nicht leicht, die braven Eltern, denn es lauern allerlei Gefahren am Ufer. Da sind so ein paar widerwärtige, unverschämte Wasser-ratten und sogar ein Hermelin stöberte noch kürzlich im Gestrüpp umher. Glücklicherweise erwischte es eine der Ratten und biß sie trotz erbitterter Gegenwehr tot. Aber es könnte doch wiederkommen! Ängstlich passen



*E. W. Taylor.*

*Yorkshire (England), Juni 1910.*

Flußuferläufer. Alter und junger Vogel im Nest.

die Alten auf, die Jungen müssen auf ein gegebenes Zeichen sich mäusestill in das Gestrüpp ducken, bis die Eltern die Gefahr für beseitigt halten. Dann spazieren sie vergnüglich am Ufer hin, lernen leise an ein Insekt sich heranschleichen und es dann mit sicherem Schnabelstoß erhaschen oder ein fliegendes Kerbtier in der Luft ergreifen. So vergehen einige Wochen, das



*John M. Schreck.*

Spuren des Droßeluferläufers rings um eine Kaulquappenansammlung.



*John M. Schreck.*

Drosseluferläufer auf einem Brett im Wasser.

Sederkleid wächst den jungen Uferläufern, sie machen Flugversuche, vervollkommen sich immer mehr in der Kunst des Fliegens und schon im Juli regt sich in alt und jung die Wanderlust. Zwar geht es noch nicht direkt nach dem Süden, aber man möchte gern etwas von der Welt sehen, Verwandte besuchen, kurz, etwas vom Leben haben. So zieht denn die Gesellschaft im Lande umher, läßt sich an Flüssen, Teichen, selbst Gräben nieder, verweilt, wo es ihr zusagt, und bummelt auf diese Weise, meistens im Verein mit andern, die sich unterwegs anschlossen, umher, bis endlich die Kürze der Tage und das Sinken der Temperatur zur definitiven Abreise nach dem Süden mahnen.

Der Flußuferläufer (*Tringoides hypoleucus* [L.]) ist übrigens nicht nur Bewohner Deutschlands bezw. Europas, sondern findet sich in fast allen Weltteilen, teils als Brutvogel, teils auf dem Zuge. Ein näher Verwandter aus Nordamerika, der Drosseluferläufer (*Tringoides macularius* [L.]), der seinen Namen von der drosselartigen Fleckung seiner Unterseite führt, geht im allgemeinen über Amerika nicht hinaus, ist aber doch einige Male in Europa, auch bei uns in Deutschland beobachtet worden. Biologisch steht er seinem europäischen Vetter ebenso nahe wie morphologisch.



*John M. Schreck.*

Drosseluferläufer auf einem Brett im Wasser.



## Die Skua.

Von Alf Bachmann-München.

Die Sonnenstrahlen der langen, nordischen Mittsommertage nagen seit Wochen an dem Eis und dem Schnee der riesenhaften Gletscher Südislands, die auf schlummernden Vulkanen ruhen. In Hunderten von rauschenden, gurgelnden und plätschernden Wasserfällen stürzt das Schmelzwasser steile Wände hinab, einem Tale zu, in dessen Sohle es einen mächtigen Gletscherstrom von ungeheurer Breite bildet, der seine trüben Wassermassen mit gewaltiger Kraft dem Ozean entgegenschleibt. Vorbei an schwarzen Schotterbänken springen die Wogen, und dumpf tönt aus der Tiefe das Rollen der Steine, die polternd mitgerissen werden bis ins Meer, das der Strom auf weite Entfernung hin verfärbt hat zu einer goldtopasglänzenden Masse. Brüllend stürzen die weißen Wellen auf den dunkeln Strand und versinken im gleichen Augenblicke, verschlungen von der grobkörnigen Masse des Sandes. Der Strand ist mit schwarzem Lavasand bedeckt, den die Meereswogen wieder zurückgeworfen haben.

Es ist zwei Uhr morgens. Die Sonne steht hinter losen Nebelbänken, die im Nordost wie Schleier die grau-violetten Gletscherberge zum Teil verhüllen. In mattgoldenem Lichte erglänzen im Süden steile, wilde Klippen und Inseln, die wie Riesenbauten auf dem Horizonte zu stehen scheinen. Es sind die Westmaninseln, deren Tangwälder noch vor siebzig Jahren der Riesenalk durchtauchte, um seinem auf dem kahlen Basaltfels hockenden Jungen Fische zu fangen.

Langsam steigt der Sonnenball höher und zerreißt die letzten Nebelfetzen, die die Gletscher umhüllten; die Wogen des Meeres leuchten und glänzen, die Luft erwärmt sich. Fünf große Robben schwimmen stumm den Strom hinauf zum Lachsfang. Wie hell schimmern die blanken Köpfe in der Morgensonne! Die Natur beginnt nun, sich mehr und mehr zu beleben. Seeschwalben rütteln schreiend über der Brandung. Es ist die Küstenseeschwalbe, die einzige in Island brütende Art. Ganz kleine Eiderenten schwimmen, dicht aneinander gedrängt, mit ihrer Mutter tapfer dem offenen Meere zu durch die hohe Brandung. Meilenweit dehnt sich ein Sumpf zur Rechten und Linken des Stromes aus. In weiter Ferne verdecken Berge den westlichen Horizont. Aus ihren Schluchten leuchtet noch alter Schnee, und weiße Dampfwölkchen steigen von den braunen Höhen dort auf, wo heiße Schwefelquellen aus dem Gestein hervorsprudeln. Aus dem hohen Grase, das, vermischt mit Schachtelhalmen, in dichten Büschen zwischen

Pfützen und kleinen Teichen zu beiden Seiten des steinigen Reitweges auf der weiten, moorigen Fläche steht, erhebt sich hie und da in leichtem Fluge ein kaum stargroßes, schlankes Vögelchen, läßt sich auf einer der blanken Wasserflächen nieder, schwimmt behende mit Dsjeek — Dsjeek umher, taucht sein spitzes Schnäbelchen einmal über das andere ins Wasser hinein, erhebt sich wieder und beginnt das Spiel von neuem. Odinshani nennen die Isländer das zutrauliche Tierchen, das den Reisenden auf dem Meere und im Binnenlande auf seinen Fahrten um und in Island überall erfreut. Es ist der Wassertreter, der hier, im Grase versteckt, zu Hunderten nistet. — Was kommt dort den Fluß entlang geflogen, in ziemlicher Höhe? Man könnte es für eine Mantelmöwe im Jugendkleide halten, aber das Gefieder ist viel zu dunkel und der Flug ist schwerfällig. Ein Bussard kann es nicht sein, denn von Raubvögeln in dieser Größe kommt für Island nur der isländische Falk in Frage, dessen Flugbild aber ein ganz anderes ist. Schon läßt sich deutlich auf dem dunkel-erdfarbenen Gefieder ein viereckiger, weißer Fleck an der Wurzel der großen Schwungfedern unterscheiden. Der starke, dicke Schnabel endigt in einem krummen Haken. Die Kehle ist etwas heller braun. Das ist die Skua, der gefürchtete Räuber, die größte der Raubmöwen. Die Isländer nennen sie: hákallaskumur; das kommt wohl von hákall (spr. Haukall), der Eishai, und Skúmi, die Dunkelheit; also der düster gefärbte Vogel. Jetzt erscheint eine zweite, eine dritte Skua in der Ferne. Eine schwarz-braune Schmarohermöwe sauft in reisendem Fluge vorbei; sie ist ein regelmäðiger Brutvogel an diesen Küsten.

In dem weiten Flußbette liegen einige flache Moränenstutinseln, die mit hohem Graswuchs und Weidengestrüpp bedeckt sind. Hier pflegen die Eingeborenen alljährlich zur Brutzeit Eier zu suchen, um sich ihren öden Speisezetteln etwas zu bereichern.

Ag — ag ruft eine Mantelmöwe. Sollte sie hier brüten? Es ist in Island keine Seltenheit, daß dieser Vogel zu ebener Erde, oft viele Meilen im Innern, sein Heim hat. Federn von Singeschwänen treiben auf dem Wasser. Auf einer flachen Schotterinsel sitzen zwei Raubmöwen. Die Ständer sind niedrig, die Haltung möwenartig. Behaglich putzen sie sich die Flügel. Vielleicht haben die armen, hungrigen Isländer doch nicht alle Nester gefunden? Immer neue Erscheinungen tauchen auf. Mit gewaltigen Flügelschlägen erheben sich drei Singeschwäne in die Luft. Dort fliegt mit weit vorgestrecktem Halse ein Nordseetaucher in weitem Bogen vorüber. Dort ein zweiter. Also auch er ist hier zu Hause. Da schwimmt ein Pärchen Nordseetaucher mit zwei Jungen auf der trüben, eiskalten Gletschermilch. Wie Fragezeichen haben sie beim Schwimmen die Hälschen gebogen, gerade so wie die Eltern. Im Sande Fahrten von Schwänen. An den grabenartigen Seitenbächen sind die kleinen Rutschbahnen, die von den Nestern der Nord-



Alf Bachmann.

Südwest-Inland, Juli 1904.

#### Nest und Gelege der Großen Raubmöwe.

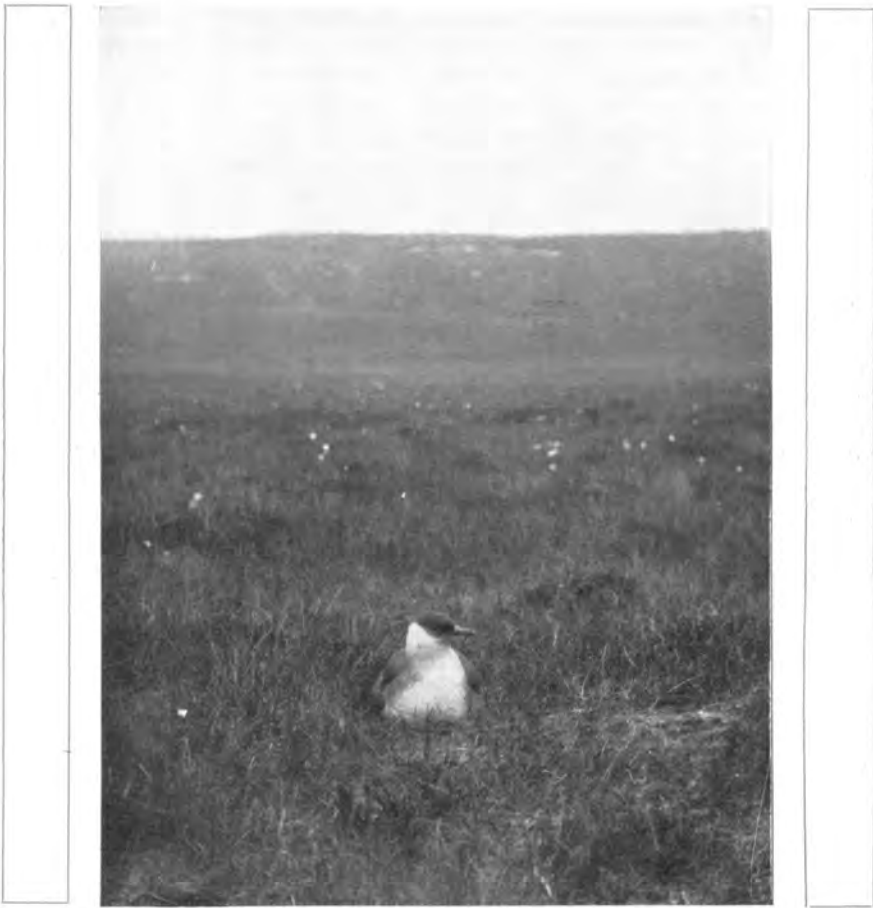
seetaucher zum Wasser führen. Nicht weit voneinander finden sich dort vier Nester mit Eiern. Dieser Vogel ist also wohl nicht so ungesellig, wie oft behauptet wird. Ungefähr hundert Meter weiter liegt die letzte der Inseln. Naht sich ein Störenfried diesen weltabgeschiedenen Plätzen, so fliegen ihm die Raubmöwen unruhig entgegen. Leise ertönt das rauhe, heisere Gaek—gaek—gaek, das der stille Vogel nur hören läßt, wenn er an seinem Brutplatz beunruhigt wird. Das Gras ist an vielen Stellen niedergetreten, Eierschalen und Geschmeiß von Vögeln liegen umher. Da ist ein Nest, das heißt eine flache Mulde, die der Vogel beim Brüten getreten hat. Zwei stark bauchige Eier, olivgrün mit dunkelgrauen Flecken, liegen darin. Sie sind etwa so groß wie die der Silbermöwe. Stürmisch greifen die alten Vögel jeden an, der sich dem Neste nähert; wie eine Sumpfohreule, die bei der Krähenhütte auf den Uhu stößt. Mit starkem Flügelrauschen, die Ständer mit den ausgebreiteten Schwimmhäuten weit vorgestreckt, stürzen sie fast horizontal auf den Eindringling zu, seinen Hut mit Schwingen und Füßen berührend. So tollkühn verteidigen diese wilden Vögel ihre Brut, ohne doch wohl sich des tragischen Schicksals noch lange erwehren zu können, das ihren armen Landsmann, den unbehülflichen Riesenalk schon so viel früher ereilte. Wie die Wolle von jungen Polarfüchsen, dicht und voll,

ist das Dunengefieder der ausgeschlüpften Jungen. Schwarzblau glänzt die Iris, dunkelhornfarben ist das Schnäbelchen. So sehen die kleinen Räuber aus, die später mit ihren Gefinnungsgenossen, den Mantelmöwen und Kolk-raben, die Nester auf den weiten Moorflächen Südislands zur Brutzeit brandschätzen und junge Rotschenkel und Lummern, Eiderenten und Brachvögel mit List und Gewalt rauben. Und doch brüten Enten und Schwäne, Odinshühnchen und Taucher, Seeschwalben und Brachvögel in unmittelbarer Nähe der gefürchteten Tiere. Die Alten brüten abwechselnd ungefähr einen Monat lang. Den Jungen würgen sie das Futter: meist Eier und Vögel, vor. Die Dunenperiode beträgt etwa fünfzig Tage.

Am Fuße des Myrdalsjökulls, einer der wildesten Gegenden Südislands, dürfte wohl die größte Brutkolonie unseres Vogels sein, die überhaupt existiert. Auf den Moränenschuttinseln des Kudastlöt, eines Stromes, der sich hier zwei bis drei Kilometer breit ins Meer ergießt, sowie an seinen Ufern, stehen zwischen dem schwarzen, mit Kollsteinen untermischten Sand einzelne Grassbümpel auf erhöhten Stellen. Auf diese legt die Skua im Juni ihre zwei Eier ohne Unterlage. Die einzelnen Niststellen stehen immer nur wenige Meter auseinander. Das Brutgebiet beginnt einige Kilometer von der Meeresküste und zieht sich weit hinauf ins Land. Auf einem dieser Plätze brüten zirka 250 Paare zusammen. In den ersten Wochen des April erscheint die Skua am Brutplatz, im September verläßt sie ihn wieder. Die schwarzbraune Schmarohermöwe und die Mantelmöwe sind dort die einzigen Vögel, die sich mit ihr in das Brutgebiet teilen. Beide jedoch beziehen stets nur die höchsten dazwischenliegenden Dünenhügel.

Außer auf Island brütet die große Raubmöwe wohl nur auf den Färöern und der westlichsten und nördlichsten Shetlandsinsel (Soula und Anst). Möglicherweise sind im nördlichen Norwegen, sowie in der Hudsonstraße, noch Brutplätze. Im Winter bleiben viele in Island, andere ziehen ein wenig südwärts und treiben sich an den Küsten Englands, Hollands und Nordfrankreichs umher. Auch in Spitzbergen, Grönland, bei Gibraltar und auf Madeira ist sie gefunden worden. — Solange sie noch nicht geschlechtsreif sind, also die ersten drei bis vier Jahre ihres Lebens, sieht man sie selten im Innern des Landes. Sie treiben sich auf der hohen See und an den Küsten herum, begleiten die Hochseefischer und die einsamen Fahrzeuge, die den Eishai fangen oder den Wal jagen.

Der Himmel ist bleigrau bezogen, schwere Stürme rasen vom Gebirge her, kräuseln die Pfützen im Moor und treiben auf den größeren Wasserflächen Tausende von kleinen hüpfenden Wellen vor sich her, die sich springend jagen und am Rande der Gewässer die flachen, trocknen Steine plätschernd beneßen. Arger und ärger wird der Sturm. Am Horizont färbt sich bräunlich, wie von Rauch, und bald ist die Luft erfüllt von feinem Lavastaub,



R. Kearton.

Äußere Hebriden, Juni 1900.

Brütende Schmaroßerraubmöwe.

den heulende Wirbelwinde aus der unzugänglichen Wüste jenseits der Berge in die Luft entführt und fortgetrieben haben über Binnenseen und Weideland, Ströme und Sümpfe. Fahl scheint das zerstreute Tageslicht durch die gelbbraunen Staubmassen, die Vögel, die hier im Grase nisten, haben sich verkrochen, und weder das Meckern der Herrschneppse, noch der klagende Ton des Goldregenpfeifers ertönt. Nur hin und wieder, wenn das Rauschen und Wispern der vom Winde gezausten Grasbüschel einen Augenblick verstummt, tönt aus dem dichten Halmgewirre ein leises Knurren. Behaglich und schmeichelnd klingt's für den, der die Sprache der wilden Vögel zu

verstehen vermag. Plötzlich verstummt der Laut. Hat der große braune Vogel, der, mit dem Sturme kämpfend, in großen Kreisen fliegend, sich der Erde schnell nähert, die Stimme des verborgenen Vogels verstummen gemacht? Jetzt hält er ein in seinem Fluge, den Kopf gegen den Wind gerichtet, schwankt er eine Sekunde schwerfällig in der Luft und läßt sich gleich darauf niederfallen ins Riedgras — gerade an der Stelle, wo das Knurren vorher ertönte. Doch nicht lange bleibt er am Boden. Wild mit den Flügeln schlagend erhebt er sich wieder in die Luft. Mit dem Schnabel hat er einen entengroßen Vogel am Halse gepackt, der mit aller Kraft seine kurzen, schmalen Flügel gebraucht, um sich zu befreien. Braun und atlasweiß leuchtet die Unterseite des geängstigten Ohrenlappentauchers. Jetzt gelingt es ihm, sich loszureißen und den Platz wieder zu erreichen, wo ihn sein Feind angriff. Er hat dort wohl seine Eier, die ihm die Skua rauben wollte. Sein Gegner folgt ihm in rasendem Fluge, packt ihn zum zweiten Male, und wieder beginnt der Kampf in der Luft. Doch endlich zieht die Raubmöwe unverrichteter Sache ab, um sich ein anderes Opfer zu suchen.

Wenn die Nächte dämmerig werden in Island, so daß um Mitternacht die ersten Strahlen des Nordlichts aufflammen können über der Küste, fliegt die Skua, meist zu viere — wohl eine Familie —, schweigend hinter dem Walfischfänger her, der im Morgengrauen die steile Felsenbucht der Westmaninseln verläßt, in der Hunderte von Polarsturmvögeln den Tran des verankerten Wales nippen, dessen weißglänzender, gerillter Bauch wie eine Klippe aus dem Wasser ragt. Viele Stunden lang fliegen die düsteren Vögel hinter dem Fahrzeug her, nur begleitet von Seeschwalben und Polarsturmvögeln, bis endlich der dumpfe Schlag der Harpunenkanone erdröhnt. Der Wal ist getroffen. Mit einem mächtigen Schlage des Schwanzes verschwindet der ungeheure, schwarze Körper im Schaume der dunkel-blaugrünen Wogen, taucht tief hinab, um zu entfliehen und reißt die armdicke Trosse mit sich, die klar auf Deck lag. Da kommt Bewegung in alles, was Leben hat an Bord und in der Luft. Norwegische Kommandorufe werden hin und her geschrien auf Deck, und suchend fliegen die Vögel schneller in weiten Kreisen um das Schiff. Plötzlich erscheint der Wal wieder. Durch den feinen Nebel hindurch sieht man den riesigen Kopf des Tieres dicht neben dem Schiff auftauchen. Eine schwärzlichrote Fontäne von heißem Blut und Tran stößt er in die Luft — das ist die rote Flagge, die er hißt als Abschiedsgruß, ehe er verendet. Nun ist er verloren, der größte Bewohner der Erde, der vielleicht ein Jahrhundert lang den Ozean durchzog. Noch einmal taucht er unter, noch einmal kommt er empor — dann ersahmt seine Kraft. Er legt sich, verendend, auf die Seite, elfenbeinfarben schimmert der Bauch, und wie ein Seezeichen ragt das halbe Schwanzende aus den Fluten, die sich





R. Kearton.

Äußere Hebriden, Juni 1900.

Brütende Schmaroßerraubmöwe.

von den ungeheuren Blutmassen rot färben. Noch ist die Lebenskraft des Ungeheuers nicht ganz erloschen, da läßt sich schon schwankenden Fluges die erste Skua aus der Luft herunter und reißt mit wilder Eier einen blutenden Fleischkeßel aus der Wunde des sterbenden Tieres. Die anderen folgen ihrem Beispiel. Schüchterner nahen sich die Polarsturmvögel, mit Geschrei und in großer Hast die kleinen, zierlichen Seeschwalben, und ohne auf das Boot zu achten, das herangerudert kommt über die langen Wogenhügel, um Besitz zu ergreifen von der kostbaren Beute, schlingen die hungrigen Vögel Blut und Tran, Fleisch und Hautstücke herunter.

## Die Rohrweihe.

Von Hermann Löns.

In den gewaltigen Schwarzpappeln an dem Wasserdurchlasse der Landstraße, deren Kronen, erfüllt von aufblühenden Käzchen, wie eine purpurne Wolke vor dem dunkeln Kiefernwalde stehen, pfeifen und schnalzen die Staare. Die graue Bachstelze trippelt über die gelbe Steinmauer und schnappt nach Mücken und Käferchen, im Weidengebüsch kichern die Sumpfsneisen, kräftig schlagen die Finken und lustig singt der Baumläufer, den bunten Flechtenüberzug der rissigen Pappelstämme nach Spinnen und jungen Raupen absuchend.

Blank und glatt, wie ein Spiegel, liegt der See da. Hier und da quirlen die Ukleis, verwehte Fliegen von der Wasserfläche schlüpfend, in der sumpfigen Bucht über den versunkenen Dickichten der Wasserlilie rudern murrend die Grasfrösche, und in dem Zuflusse schlagen die laichenden Hechte. Dort und da vor den gelben, vom Wintersturm zerzausten Rohrrändern zeigen sich die grünen Dolchspitzen der frischen Schossen, und zwischen ihnen rudert kopfnickend und hin und wieder einen Jubelruf in die Weite schickend, ein Wasserhuhnpaar, während in der Mitte des Sees ein fischendes Haubentaucherpaar silberne Kringel auf dem klaren Spiegel hervorrufft und ab und zu mit rauhem Jauchzen das Pfeifen der Staare durchbricht.

Warum schrie das Wasserhuhn ebenso schrill auf und flattert eilig durch die Binsen in das Rohrdickicht? Weshalb taumeln die Kiebitze mit schneidendem Wehklagen über die Fledderwiesen am Ufer? Die Taucher versanken spurlos, die Enten, die im Schilf gründelten, sind fort, laut warnt der Buntspecht aus dem Kiefernforste und heftig zetern die Meisen im Weidengebüsch, und die Bachstelze schwingt sich von dannen. Auch die Ukleis haben die Fliegensuche eingestellt und sogar die Grasfrösche, die vor Liebeskoller verblödet sind, wimmeln ungeschickt durcheinander und zappeln in das Schilfgewirr.

Ein Schemen strich über das Rohr, ein Schatten fiel auf das Wasser, ein dünner Pfiff erscholl, ein klägliches Schreien erklang. Ein großer brauner Raubvogel streicht über die Fledderwiese, weht empor, schaukelt nieder, schwebt zurück, schwimmt über den Rohrwald, biegt um das Weidicht, hebt sich über die Birken, verschwindet bei den Schlehen, taucht in der Bucht wieder auf, rudert an dem Ufer entlang, klastert über die Insel fort, ist fort, ist wieder da, hebt sich höher und höher, erlischt zum Fleckchen, kreist oben im Blau, zieht weite Ringe und kommt herabgeflattert, taumelt,



*Steenhulven.*

*Naardermeer, Juni 1905.*

Horst und Eier der Rohrweihc.

als wären ihm die Schwingen zerschossen, überschlägt sich, stürzt fast bis auf die goldenen Kuhblumen in der Wiese, kreischt einen gellenden Katzen-schrei, steigt mit angestregten Flügelschlägen wieder empor, bis er fast auslischt in der Höhe, wird wieder hinabgeschleudert und steigt wieder empor, tief unten in den Wiesen abermals hinunterwirbelnd, nun hoch in der Luft und jetzt dicht über dem Boden das seltsame Spiel wiederholend, bis unter ihm ein zweiter großer Vogel dahinschaukelt.

Es ist wieder zurück von der Südländsfahrt, das Rohrweihc-paar. Sie sind wieder da, der Enten Not, der Wasserhühner Tod, des Kiebitzes Angst, der Bekassine Schrecken, sind wieder angelangt in ihrer Jagd, das Entsetzen der Ralle, die Furcht des Wachtelkönigs, des Piepers Unglück und der Rohrammer Jammer, der Blindschleiche Verderben und des Frosches Greuel. Ein halbes Jahr lang wird wieder der Schatten ihrer Schwingen die Maus ängstigen und die Mooreidechse entsetzen, den Rohrsänger erschrecken und die gelbe Bachstelze erzittern lassen, ihr Pfiff wird das lustige Leben in das Röhricht jagen und ihr Schrei das frohe Treiben zur Tiefe scheuchen und heimlichen Tod und jähen Meuchelmord allen bringen, was Schuppe und Feder und Haar und nackte Haut und Flügeldecken hat und es nicht versteht, rechtzeitig auf dem Grunde des Wassers oder im Wirrwarr des



*Steenhuizen.*

*Naardermeer, Juni 1906.*

Vier 8 Tage alte Rohrweihen und ein unbefruchtetes Ei im Horst.

Schilfes zu verschwinden oder zum Stein oder Erdkloße zu werden, bis der breite Schatten vorübergeschwenkt ist. Der Uferläufer wird seine bunten Eier nicht wieder finden, kehrt er zum Neste zurück, der Regenpfeifer vergebens seine Jungen suchen, wo der braune Tod vorbeischwebte, und Jammer und Wehegeschrei wird sein Tag für Tag von diesem Märzorgen bis zu einem Herbstabend, da die Gespenster verschwinden.

Durch das fahlgrüne Gras der Wiese stolpert in ungeschickten Sätzen ein Grasfrosch; stier blicken seine Augen, bläulicher Glanz schillert in seinen Flanken; toll ist er vor Liebe und dumm vor Sehnsucht. Dort hinten in der Schilfbucht surrt und murrst, pladdert und quaddert es, wie das Summen aus einem riesigen Bienenschwarme tönt es von dort heran, und dahin zieht es den Frosch mit tödlicher Gewalt, treibt ihn mitten über die kahle Fläche, in der kein Tümpelchen, keine Wasserrinne Schutz bietet und kein Gestrüpp Unterschlupf. Da schwenkt es heran in geisterhaftem Fluge, schaukelt es lautlos hernieder, lange gelbe Griffe strecken sich vor, scharfe schwarze Krallen zucken zusammen, und aus ist es für den Frosch mit aller Liebesucht und allem Sehnsuchtsweh. Lang durch die Wiese zieht sich ein Graben, darin manscht und plantscht es. Ein liebestoller Junghecht



*Steenkuizen.*

*Naardermeer. Juli 1900.*

Beinahe flügge Rohrweihen im Horst.

ist auf der Wanderung im Schlamm gestrandet. Seine Hoffnung wird sich nicht erfüllen; er wird nicht bis dahin kommen, wo ein Weibchen ihn erwartet, nicht wird er sich an ihren bunten Seiten reiben und nicht das Sittern ihrer Flossen zu sich hinüberwellen fühlen, denn schon senkt sich das Wiesen-  
gespenst auf ihn herab und schlägt ihm die Krallen in den stahlgrauen Rücken. Am Uferabhänge hebt sich der Sand; etwas Schwarzes wühlt sich heraus, rutscht herab, rast in das Gestrüpp, murkst dort umher, raschelt da herum, und quiekend und fauchend jagt es das Weibchen vor sich her, es nach der Wiese hin treibend. Aber wieder senkt sich das braune Unheil hernieder und aus und alle ist es mit dem Minnegetändel des Maulwurf-  
paares.

Frühling, süßer Frühling, der du die Liebe bringst, den bitteren Tod hältst du in derselben Hand. Ihr beiden bunten Finkenhähne, die ihr den Waldrand von dem Doppelklange eures Geschmetterts klingen ließe, warum fochtet ihr euren Strauß um das Weibchen nicht im Schutze der treuen Kiefern-  
kronen aus, weshalb taumeltet ihr, verbissen und verkrallt, blind und taub in schrägem Geflatter auf das freie Land und sahet nicht den schmalen, breiten, braunen Strich mit dem gelben, blaugespitzten Flecke darin, der näher und näher schwamm und breiter und größer ward, aus runden,



Fr. Moore.

Andalusien, Mai 1908.

Junge Rohrweihe im Horst. Nach Sutter schreiend.

umschleierten Augen euch anstarrte und spitze Krallen in eure warmen Leiber schlug? Nun kleben euer beider Federn im braunen Treibholz und ziehen über den See, die Fische narrend. Und du, Eidechsenmännchen mit dem prächtig zimtrotten Rücken und den herrlich smaragdgrünen Seiten, konntest du dein graues Liebchen nicht dort liebkosen, wo der Schlehdorn sein wehrhaftes Gezweige schützend über euch hält? Aber die Raserei der Liebe trieb dich, den eines Grashalmes Knistern sonst in das Erdloch jagt, auf den freien Sand und das braune Unheil warf seinen Schatten über dich und die Deine und goß aus acht Krallen des Todes Bitternis in der Liebe Süßigkeit. Und was trieb dich, Otter mit dem Giftzahn, aus dem hohen heidekraut heraus auf den Sandweg und warum schlangst du dort deinen grauen Leib durch das lohbraune Geringel deines Weibchens, wo doch dicht bei euch durchwärmtes Sandrohrgewirr euch geschützt hätte vor dem düsteren Unheil, das mit kaltem Tod eure heiße Liebe kühlte?

Rechts und links am Seeufer entlang schweben die beiden Weihen und ihrer Sittiche Schatten tötet. Bis daß auch in den beiden Mördern wieder das lebendig wird, was aus der Staare Pfeifen erklingt und dem Murren der Frösche sich entringt, sich das eine wieder turmhoch hinaufschraubt und keckernd und kreischend da hinabtaumelt, wo aus dem fahlen





*Fr. Moore.*

*Andalusien, Mai 1908.*

Junge Rohrweihe im Horst. Auf Sutter wartend.

Röhrriecht das dünne Quieken ertönt, und jählings zappeln die Frösche zu Grunde, denn im raschelnden Rohre beginnt ein Schlagen von Schwingen und ein Knistern von Stengeln, denn wenn die Liebe des Mörderpaares auch heimlich ist und sie ihre Lust im Verstecke hoher Halme und langer Blätter büßen, ihrer Schwingen Schlag zerbricht die dünnen Stengel und zerfetzt das morsche Laub des hohen Ampfers, bis, satt des Mordes, müde der Liebe, das Paar des Tages helle verdämmt.

Mit rotseidenem Tuche weist die Sonne dem Tage den Weg in die Nacht. Heller pfeifen die Staare, lauter murren die Frösche; nachdenklich wiegen die Kiefern die Kronen, das Rohr flüstert von heimlichen Dingen und verstohlen schütteln die Nebelfrauen die verschleierte Häupter. Da erheben die Rohrweißen wieder ihr Gefieder und schaukeln über ihre Jagd, mit langsamen Flügelschlägen den Nebel zerteilend, plötzlich auftauchend aus dem milchgrauen Brodem und wieder darin verschwindend. Die dicke, schwarze Wühlratte, die eilig aus dem Schilf hastet, um dem Weidicht zuzurennen, wird von dem Weihenmännchen ergriffen und gibt schrill quiekend ihr Leben auf. Das Weihenweibchen hat noch besseren Fraß gefunden. Es eräugte die Häsin, die aus dem Sandrohrgestrüpp hervorsprang; lautlos schwebte der Räuber heran und schlug die beiden hilflosen Junghäschchen,



*Fr. Moore.*

*Cap-Kolonie, Mai 1902.*

Alte Rohrweihe im Horst bei den Jungen.

die mit angelegten Lauschern, braunen Erdschollen ähnlich, in dem Gewirre der gelben Halme schliefen. Und jetzt, wo der Uferasen mit den Resten des Mahles bedeckt ist und der leise Abendwind die grauen Flöckchen umherwirbelt, beginnt das Männchen wieder sein tolles Minnespiel, bis im Holze die Waldohreulen unken, im Röhricht die Dommel brummt und über dem See das Geklingel der streichenden Enten das Nahen der Nacht ankündigt, die den letzten hellen Schein von dem See fortwischt und Himmel und Erde zusammenspinnt.

Kaum, daß im Osten der Tag sein rotes Banner schwenkt, als noch der Nebel schwer und dicht über dem Seebecken liegt, alle Himmelsziegen noch meckern und die Eulen immer noch unken, schaukelt die Weihe schon wieder über das Wiesenland, greift den Pieper im taunassen Grase, schlägt die Spitzmaus im Röhricht und hebt das Froschpaar aus der Pfütze, und am Ufer des Sees



*Fr. Moore.*

*Cap-Kolonie, 1902.*

Rohrweihe am Horst anfliegend.

entlang schwebt ihr Genosse hin, nimmt am Rande des Ackers die Maulwurfsgrille auf, greift die Waldmaus, die hastig über den Sand springt und meuchelt am Abhange die Haidlerche, bis das wilde Werben des Männchens, sein gellendes Kreischen und seines Balzfluges Gegaugel es wieder gefügig macht und es sich in das Rohrgewirre treiben läßt. Tag für Tag geht so das wilde, laute Minnespiel in dem Seebecken zwischen den Kiefernwäldern vor sich, und Tag für Tag jagt das Paar heimlichen Fluges am Strand entlang und über den Wiesen, alles schlagend, was schwächer ist, als sie selber.

Wo der See sich in schwimmende Wiesen umgewandelt hat, die keinen Menschenfuß tragen, wo unter der schwankenden Grasnarbe die Moorherze im tiefen, weichen Schlamm lauert, ragt ein wirres Gestrüpp von Schilf, Kalmus, Ampfer und Binjen. Dort bauen die Weißen ihren Horst. Weit

und breit ist er und hoch, damit, wenn der Wind steif gegen die Bucht weht und das Wasser in die Höhe treibt, die Flut den Horst nicht durchweichen kann. Aus dünnen Zweigen und toten Stengeln ist er locker aufgestapelt, als wäre es Genist, das die Welle anspülte und der Wind zerwirbelte. In der Nestmulde aus toten Grasblättern und Binsenhalmen liegen die grünlichweißen Eier; sie brauchen keine Schutzfarbe, denn hoch türmt sich das gelbe Gestrüpp über sie und zudem deckt sie der braune Rücken des brütenden Weibchens, das das Männchen, ab und zu seinen Raubzug unterbrechend, mit wildem Balzfluge unterhält, als müßte es heute noch um seine Gunst werben. Aber dann bersten die Schalen, sechs grauweiße, breitschnäblige, glohägige Wollklumpen, unbehülflich und plump, entschlüpfen ihnen, und nun ist es aus mit Minnegetändel und Balzgestatter, denn von früh bis spät fällt den alten Weihen das hungrige Gepiepe ihrer Brut auf das Herz und treibt sie vom Lerchenstiege bis zur Ahlensflucht auf Raub. Nun wahr! ihr Jungenten im Schilf, und haltet euch in Deckung! Zwölfe waret ihr, sechs seid ihr noch; die Hälfte von euch verschwand im Rachen der Jungweihen. Hütet euch, ihr Kiebitze, sieh dich vor, Rohrhubn, habe acht, Ralle und passe auf, Rebhubn, daß dir der braune Tod nicht zum zweiten Male die Eier ausläuft oder die letzten von deinen Jungen davonträgt. Verlasse dich nicht zu sehr auf deiner Eier Schutzfarbe, Häidlerche, und du, Brachpieper, baue nicht zu sehr darauf, daß deine Kinder wie schimmelige Kotballe aussehen, das Wiesengespenst hat Augen, die alles sehen. Was klagt der Triel auf der Sandblöße, warum wehklagt die Ammer im Dornbusche, weshalb jammert die Bekassine so kläglich? Wo sind die Blindschleichen geblieben, die sich so gern auf dem warmen Moose sonnten, wo stecken die Eidechsen, die sonst über das Renntiermoos huschten, warum verstummen die dicken grünen Frösche und verschwinden mit Angstgequiecke, und warum geben die Fische ihr Werfen auf? Die Weihe war dort, die Weihe ist da, die Weihe naht heran, ihren Schatten hinter sich lassend und ihr Spiegelbild unter sich werfend. Die Rohrdrossel warnt, die Grasmücke schimpft, die Sumpfschneise zetert, der Uferläufer läßt seinen Notpfeiff erklingen; wo die Weihe sich zeigt, verstummen die lustigen Lieder, hört das Hungergepiepe der Jungvögel auf, endet der Frösche Chorgesang im Röhrlicht und das Gezappel der laichenden Ukleis im Schilf, und nur die Nacht allein gibt den Tieren der Seemulde Schutz vor dem Räuberpaare.

Der Juli ist da; überall, im Röhrlicht, in der Schilfdeckung, im Ufergebüsch, im Wiesengraze wimmelt es von Junggetier. Die Weihen leiden keinen Mangel. Ihrer sieben sind es jetzt; acht waren es, aber die eine achtete, als sie vor dem Rohre den abstehenden Brassen aufnehmen wollte, nicht darauf, daß dicht unter dem Wasserspiegel ein langer, breiter Kopf lauerte und zwei stiere Augen sie herannahen sahen. Und als sie die

Krallen in den verendenden Fißch schlagen wollte, da öffnete sich das Wasser, ein riesiger Rachen faßte sie und zog sie herab, aber gleich darauf tauchte sie tot wieder empor, denn zu viel Federn hatte sie für den Geschmack des uralten Hechtes, dem manches Rohrhuhn, manche Jungente schon zum Opfer gefallen war. Die sieben anderen Weihen aber schaukeln jeden Morgen und jeden Abend am Ufer entlang und über die Wiesen hin und holen sich ihren Zehnten von allem, was jung und unbeholfen, unachtsam oder verträumt ist. Die Altente, die ihr halbflüggies Schoof aus dem Bruche dem See zuführen will, flattert wild umher und quarrt jämmerlich, aber es hilft ihren Jungen nicht, daß sie sich drücken, zwei davon greifen die Weihen. Tag für Tag kreischen und schreien die Trauerseeschwalben über dem scharfen Blätterdickichte der Wasseralee und stechen auf die Weihen, aber Tag für Tag rauben die dort. Der Flug von zwölf Kiebitzen, der über die Wiesen taumelt, besteht nur aus alten Stücken, denen die Weihen ihre Jungen nahmen. Der Wachtelkönig brachte zehn Kleine aus; drei davon sind noch am Leben. Das Zwergsumpfhuhn führte acht Dunenjunge; heute hat es nur noch zwei davon. Das Wasserhuhn zieht allein seine Brut auf, denn den Gatten nahm ihm die Weihe. Sieben Erpel sind Witwer geworden; ihre Weibchen schlug der braune Tod. Die Birkhenne im Bruche warnte vergebens und nutzlos war des Wasserläufers Trillerpiff, das Wiesen- gespenst fand das junge Birkwild zwischen den Wollgrasbüllen und suchte die jungen Wasserläufer aus dem Riedgrase heraus.

Dann, eines Tages, ist Frieden in dem Seebecken. Fort sind die Weihen. Morgen oder übermorgen läßt sich Ersatz sehen, der aus den fernen Tundren zureiste, aber tags darauf ist er verschwunden. Zwar jagt der Habicht hier noch, raubt der Sperber, fliegen Gabelweihe und Baumfalke auf Raub aus, aber nicht so planmäßig, wie die Weihen, suchen sie das Gelände, nicht Tag für Tag streifen sie das Ufer und die Wiesen ab.

So kann alles, was dem See treu blieb, sich seines Lebens freuen bis zu dem Frühlingstage, wenn die Staare pfeifen und die Frösche murren und von irgendwoher der braune Tod wieder auftaucht.

## Der Grünfink.

Von Martin Braeß.

Die Grünlinge haben die Natur der weitverzweigten Finkenlippe, der sie angehören. Die meisten von ihnen, die sich im Winter bei uns umhertreiben, sind von Norden oder Osten her zugezogen, von Skandinavien oder von Rußland, wo der Winter ein noch strengeres Regiment führt, während die im nördlichen und mittleren Deutschland Heimatberechtigten schon längst gegen Süden aufbrachen. Bereits im Spätherbst sah man sie wandern; große Gesellschaften trafen ein, andere verließen die Gegend, ein unstetes Kommen und Gehen. In gelinden Wintern aber harren auch manche Grünlinge, die ihr Nest in unsern Gärten erbauten, tapfer bei uns aus. Man sieht es an ihren Handlungen, daß sie in der Gegend bekannt sind; sie schlafen in demselben Busch, wo sie brüteten, in den Ranken des Pfeifenstrauchs an der Laube, der noch jetzt das dicht geflochtene Nestchen festhält, so sehr auch der Wintersturm rüttelt; sie wissen genau, wo ein Trunk Wasser winkt, und jeder samenspendende Baum ist ihnen ein alter Bekannter. Aber wenn ein strenger Winter seine rauhe Hand über das Land ausbreitet, da wenden auch die Tapfersten der ungaftlichen Heimat den Rücken.

Doch es dauert nicht lange, so fühlen sich unsre Grünröcke wieder wohl in der Heimat. Schon im Februar, wenn die ersten lindern Lüfte wehen, wenn die Sonne nach langer Zeit endlich wieder das einförmige Grau des Himmels durchbricht und freundlich auf die schlummernde Erde herabschaut, daß vor Lust die kleinen Meisen ihr helles Glöcklein erklingen lassen, da wird es auch den plumpen Gesellen warm ums Herz, und freudig ertönt ihr klares, metallisches Locken.

Sie suchen alle so zeitig wie möglich im Jahre die alte Heimat wieder auf, und schon in den ersten Tagen des März sind die Pärchen eifrig beschäftigt, geeignete Nistplätze zu wählen und sie zu verteidigen, wenn andre es versuchen, sich auch dort niederzulassen. Jetzt geht die Kameradschaft in die Brüche; denn wo die Liebe einzieht, ist jeder dritte ein Störenfried. Erst wird gezankt und gehadert, dann aber packt der erboste Ehemann den Eindringling mit seinem derben Schnabel fest am goldgrünen Kragen, wirbelt mit ihm zum Boden herab, beutelt ihn ab, und befriedigt kehrt er zu seiner Gattin zurück — das Wiederkommen wird dem frechen Gesellen vergehen! Dieser tröstet sich bald; denn er findet ein lediges Weibchen, jung zwar und dumm noch, vor zehn Monaten erst ward es mit vier Geschwistern von der Mutter erbrütet; aber so geschick ist das





*J. Atkinson.*

*Pool (Yorkshire), August 1906.*

Nest und Gelege des Grünfinken.

kleine graugrünliche Fräulein doch schon, daß es versteht, was das wiederholte Locken des verliebten Ritters bedeutet.

Nach dem Obstgarten geht es zuerst; hier im dichten Gebüsch der Hecke wäre manch beschauliches Plätzchen; aber vielleicht ist's dort an der efeuumsponnenen Mauer, die den Gemüsegarten umgibt, noch lauschiger und wärmer. Also hurtig dorthin! Aber hier schreckt ein Kreischchen, so heftig und boshaft, daß unser Pärchen eiligst davonschwirrt über die Gärten und über das Brachfeld, über die Wiesen bis zu den Weidenbäumen am Wasser, die aus den mißfarbenen Köpfen rotgoldene Ruten treiben, froh des wiederkehrenden Lenzes. Hier ist's, was das Pärchen gesucht hat. Der alte Knorren gibt eine prächtige Unterlage fürs Nestchen, und die safttrohenden Triebe sind



K. Soffel.

Ammersee (Oberbayern), Januar 1908.

### Grünfink im Gezweige.

wie geschaffen, es zu schützen gegen Wetter und Sturm. Wenn dann das Blattwerk an den schlanken Zweigen zu sprossen beginnt, entzieht es die Wiege dem Blick der gefiederten Räuber und schützt die zarte Jugend vor der sengenden Juniglut. Alles bietet die Gegend, was ein Grünfinkenherz sich nur wünscht: Wasser im Graben, angrenzende Wiesen und Äcker, Feldgehölze dazwischen und in der Nähe den Rand eines freundlichen Wäldchens; aber die Hauptsache bleibt doch die lange Reihe der Kopfweiden, wo man so schön auf den Ruten Umschau halten kann, bald hier und bald da. Und richtig, sie sind nicht die einzigen, welche sich die fruchtbare Au zur Wohnung ausgesucht haben; drei oder vier andere Grünfinkenpärchen bauen schon eifrig auf den Nachbarbäumen ihr Nest. Raum ist für alle, und so läßt man die Ankömmlinge friedlich gewähren.

\* \* \*

Jetzt sitzt das Weibchen auf seinem Gelege, 5 weißlich blaugrünen, zart rötlich und tiefbraun gezeichneten Eiern, kaum daß es zweimal am Tage für kurze Zeit den trauten Winkel verläßt, um die Glieder zu dehnen,



*Auerbach.*

### Junge Grünfinken.

*Karlsruhe, Juni 1908.*

einen Schluck Wasser zu nehmen oder ein paar Samenkörner zu suchen. Mit sanftem Ruf lockt es dann den Gatten herbei; doch dieser ist kein Freund von dem stillen Geschäft, und nur selten nimmt er die Eier ein Stündchen unter die Flügel. Dann fliegt er wieder auf eine der hohen Ruten des Nistbaums, schüttelt sein lockeres Gefieder, zuckt mit dem Schwanz, streckt und dehnt seine Flügel. Auf seinen klingelnden Ruf eilt dann das Weibchen herbei und harret geduldig von neuem in dem Nestchen aus. Es läßt sich so leicht nicht vertreiben, auch nicht von Gewitter, Sturm und Regen.

Hell bricht die Sonne am Abendhimmel unter den Wolken hervor. Jetzt erst verläßt der Vogel die Eier, schüttelt das nasse Gefieder, ordnet es mit dem Dickschnabel, pußt es und glättet's, setzt sich dann an die sonnigste Stelle und läßt sich durchwärmen, immer von neuem die Federn durch kräftiges Schütteln auflockernd. Schneller hat der Gemahl seine Toilette beendet; im dichten Gestrüpp hatte er einen Winkel gefunden, der ihn vor Regen und Sturm ziemlich schützte. Jetzt sitzt er schon oben auf dem höchsten Wipfel der Erle, und singt sein kleines, bescheidenes Liedchen. Mit hellem Klingeln beginnt er, klangvoll, bald höher, bald tiefer, erst locker, dann zu einem



*J. Atkinson.*

*Pool (Yorkshire), August 1906.*

### Brütender Grünfink.

einzigem perlenden Ton verdichtet: „kling, kling, kling, kling, klirrrrrrr . . .“, nun angenehme weiche, fast pfeifende Laute: „djoï djoï djoï djoï . . .“, endlich zum Schluß bisweilen ein kreischendes „schüäh“. Dann fliegt der kleine Sänger auf die benachbarte Erle und wiederholt im Fluge sein Liedchen, steigt schief in die sonnige Luft, wie's der Baumpieper tut, gickernd und pfeifend, und einen Kreis beschreibend setzt er sich wieder auf den Zweig, den er eben verlassen hat. Besonders zur Zeit der ersten Minne im Lenz treibt das Männchen gern solch lustiges Spiel, ein beweglicher Vogel, unruhig und voller Leben von morgens bis abends; plump ist nur die äußere Erscheinung.

Bald gibt's Sorge und Mühe für ihn und mit dem Singen hat es ein Ende; wenn fünf Junge nach Futter verlangen, wird die Mutter allein nicht fertig. So wenig er auch beim Brüten der Gattin geholfen, jetzt beim Äßen der Kinder tat er's ihr gleich. Er flog auf die Wiese und sammelte



*Fr. Moore.*

Grünfink am Nest, seine Jungen fütternd.



*J. Atkinson.*

*Pool (Yorkshire), August 1906.*

#### Alter Grünling am Nest.

Samen um Samen, von Hirtentäschel und Löwenzahn, Hühnerdarm, Sternmiere und anderen Kräutern — die kleinsten Samen sind immer die besten und den Kindern bekömmlich. Im Kropfe erweicht, bot er den Jungen Bissen um Bissen; sie reckten die Hälse und sperrten die gelblichen Rachen, daß der dicke Schnabel des Alten in der dunkeln Tiefe fast völlig verschwand. Und die Mutter suchte in den Gärten des Guts auf den Beeten, die eben besät waren, nach den Samen von Kohl und Rüben, von Salat und Möhren, raubte wohl auch den jungen Erbsen den Keim und später auf dem grellgelben Feldstück dem blühenden Winterrübsen die eben erst reifenden Samen. Auch die Ulmen zwischen den Äckern wurden besucht; im Überfluß boten sie Speise. So wuchsen die Kleinen heran, von treuer Elternliebe sorgsam behütet.

Schon sind die dünnen, braungrauen Dunen den wirklichen Federn gewichen, dunkel gefleckt auf lichtgelbem Grunde, ein einfach Habitchen, dem Kleide der Mutter ähnlicher als dem Rocke des Vaters, und nun ist der Tag nicht mehr fern, wo sie alle das sichere Nestchen verlassen. Mitte



Mai ist vorüber, schön geschmückt steht die Welt und reich mit Gaben gesegnet, bereit die kleine Gesellschaft gar freundlich willkommen zu heißen. Das ist ein Locken der Alten — die unerfahrenen Dinger verstehen so gar nichts; ungeschickt flattern sie mit den kleinen gelbgerandeten Flügeln von einem Ästchen zum andern, fallen auch mal in das Gras herab und können kaum wieder auf den niedrigen Zweig empor, von wo Vater und Mutter gar ängstlich rufen und mit zuckendem Schwanz umhertrippeln. Und selber Nahrung sich suchen, das haben die Kleinen auch noch zu lernen; mit zitternden Flügeln, mit winselndem „djul djul“ bitten sie die Eltern um Speise und sperren immer von neuem die Schnäbel nach dem enthülften und im Kropf erweichten Gefäme. Aber bald folgen sie den lockenden Eltern aufs Feld, auf die Wiese, schauen auch zu, was am Gemüsebeete schon reif ist oder als Saat umherliegt. Am Ende des Wonnemonats waren die Kleinen schon so weit gediehen, daß sie der Eltern nicht mehr bedurften und nun auf eigne Gefahr in Feld und Garten umherflogen, bisweilen in Gesellschaft von Jungvögeln anderer Häuser. Die Alten aber brüteten nochmals in dem gleichen Nest, das sich so trefflich bewährte. Vier Eier waren es diesmal, doch kamen nur drei Junge aus, die Ende Juni die Kinderstube verließen. Die Brüder und Schwestern der ersten Hecke schlossen sich an, als Vater und Mutter auch diese Kleinen in die Welt einführten, und spaßig war es zu sehen, wie die ältern Geschwister sich gleichfalls mühten, die kleine Gesellschaft zu aßen. Ein lebhaft Geschrei der Jungen, ein Antwortgeben der Brüder und Schwestern, ein warnendes Locken der Alten!

Es dauert nicht lange, so sind zwei, drei Familien zusammen, die nun gemeinsam in Flügen zu mehreren Duzend die Gegend durchziehen, und sich immer weiter von ihrem Brutplatz entfernen. Sommer und Herbst spenden überall reichliche Nahrung, im Felde die Samen von Kohl, von Rübsen und Hanf, im Garten von Spinat, Rettich und andern Küchengewächsen, am Waldrand beginnen bereits die Vogelbeeren zu reifen. Wird es dann rauher, so ziehen die jüngeren Vögel weiter; sie wissen kein Ziel, drum bleiben sie sorglos, wo's ihnen gefällt. Die Alten aber weichen erst der härteren Kälte, dem Sturm und dem Schnee; doch schon im Februar ertönt wieder der klingelnde Ruf und bald auch das gemütlich behäbige „schüäh“ der plumpen Gesellen. Mildem Frühlingregen bedeutet's, und daß des Winters Kraft endlich gebrochen ist.

## Der Schwarzspecht.

Von Hermann Löns.

Gestern noch starrte das Bruch von blankem Golde; heute ist es über und über versilbert.

Gestern loderten die Postbüsche, flammten die abgefrorenen Wiesen und selbst der Eichbusch um das Forsthaus suchte mit den goldenen Birken zu wetteifern; heute aber gab der Raufreif dem Lande ein anderes Gesicht.

Der alte Hegemeister, der, vor der Türe stehend, seine Pfeife raucht, dieweil sein roter Hund ihn fragend anäugt, sieht frohgelaunt über das Land, in dem alles, vom bescheidenen Halm bis zur stolzen Sichte, versilbert ist, so dick hängt der Raufrost in den Zweigen.

Ein Tag ist es, wie er selten das Bruch besucht. Lustig quarren die Krähen unter dem hohen Himmel, Kreuzschnäbelflüge ziehen dahin, fröhlich lockend, in den Kiefern lärmen die Hähner, die Elster lacht in der Pappel und der Hahn kräht auf dem Mist, so laut er eben kann. „Ein Prachttag ist es, ein Haupttag,“ denkt der Weißbart.

Er geht in das Haus, von dem Schweißhunde gefolgt, und kommt nach einer Weile wieder heraus, den Drilling über der Schulter. Froh schwänzelt Sellmann, denn er weiß, es geht in das Revier und vielleicht gibt es Arbeit für ihn. Aber der Förster denkt nicht daran, daß noch zwei Stück Wildpret und ein geringer Hirsch auf der Abschußliste stehen; er will den letzten Sonnentag mitnehmen, denn morgen regnet es, das weiß er. Raufreif bringt Wetterumschlag.

Langsam bummelt er dem hohen Kiefernbestande zu. Seine langen Stiefel und die Manchesterhosen sind bald silbern überpudert. Dem Alten lacht das Herz im Leibe, wie er über das große Windbruch sieht. Silber, alles von Silber, jede Schmiele, jeder Brombeerbusch, und alle Birken, die gestern noch goldene Blätter schwenkten. Aber morgen regnet es, wenn es nicht schneit, sonst würden die Goldfinken nicht so viel locken und sonst meldete sich der Schwarzspecht nicht so oft.

Wie eine gläserne Zauberglocke klingt es aus dem Altholze, klääh, klääh, und noch einmal klääh. Ganz unirdisch, ganz märchenhaft hört sich das an, wie ein Laut aus einer anderen Welt. Und hinterher geht es trrr, trrr, trrr, und das ist des Rotkopfes Regenruf. Wenn der Schwarzspecht seinen klirrenden Ruf häufig erschallen läßt, dreht sich die Witterung.

Auf der Blöße treten zwei Rehe hin und her, und ein drittes taucht hinter den silbernen Brombeerbüschen auf. Der Hund hebt die Nase und



*Stephansky.*

Schwarzspecht, auf einem Aste sitzend.

*Tillowitz, Mai 1910.*





Müller.

Zimmerbaum des Schwarzspechts.

Krems.

der Hegemeister nimmt aus Gewohnheit Deckung. Da schnurrt es hart und laut über die Lichtung hin, daß die drei Rehe einen Augenblick die Häupter heben, ein großer schwarzer Vogel kommt im Bogenfluge dahergestoben und bleibt an einem mächtigen Fichtenstumpfe kleben. Vorsichtig hebt der Förster das Glas und richtet es auf den Specht. Ist das nicht ein Prachtvogel? Wie der Schnabel blitzt, wie sich von dem nachtschwarzen Gefieder die feuerrote Kopfplatte abhebt! Eine wahre Herzensfreude ist es, das zu sehen.

Einige Male hat der schwarze Vogel hin und her geäugt; jetzt geht er an die Arbeit. Ein Schlag, und ein handbreites Stück Rinde fliegt dahin. Noch ein Hieb, und wieder poltert ein Borkensegen herunter. Jetzt

rutscht der Specht zur Seite. Bei jedem Hieb leuchtet der hellrotbraune Splint des Stumpfes, von der Rinde befreit, auf, und jedesmal blüht es aus dem Schnabel des Vogels hervor und blüht zurück. Das ist die lange, nadelscharfe, mit Widerhaken bewehrte Zunge, die eine Larve, einen Käfer, eine Spinne anspießt und in den Schnabel hineinzog.

„Kliäh, kliäh“, ruft der feuerköpfige Waldzimmermeister nun und schwingt sich plötzlich ab, und wie ein Höllengelächter klingt, allmählich verhallend, sein Regenruf aus dem Altholze. Der Förster geht weiter; seine Lehrjahre fallen ihm ein. Wie die Zeiten sich ändern! Damals gab es Schutzgeld für jeden Schwarzspechtkopf, „denn er ringelt die Bäume und bringt sie zum Absterben“, sagte des Forstlehrlings Lehrprinz. Aber der Junge hatte nie den Drückefinger auf den Rotkopf krumm gemacht, er hatte Augen, die sich an allem Schönen freuten, was im Wald und auf der Heide lebte und lebte, und eine heilige Scheu hielt ihn ab, auf den stolzen Vogel Dampf zu machen.

Denn zu Hause hatte er zwischen seinen Schulbüchern ein Märchenbuch stehen gehabt, in dem ein Bild zu sehen war, auf dem ein Mann, einen knallroten Mantel, den er sich von Meister Hans, dem Nachrichter, entlehnt hatte, gegen den Baum schwingt, an dem der Schwarzspecht hängt, die Springwurzel im Schnabel. Der Mann mit dem Henkersmantel in den Händen hatte dem Spechte das Nistloch zugekeilt, und nun war der kluge Vogel, der heimliche Künste weiß, in das Land Nirgendwo geflogen und hatte die Zauberwurzel geholt, um damit den Holzpflöck aus dem Brutloche herauszuziehen. Und als der Mann den roten Mantel gegen ihn schwang, erschreckte sich der Specht, denn er meinte, das sei eine Feuerflamme; er ließ die Wurzel fallen, und der Mann hob sie auf und fand verborgene Schätze damit.

„Ein Märchen, aber ein wunderschönes Märchen,“ denkt der Förster. Zehn Jahre war er alt, als er es las, und jetzt ist er dicht an die sechzig, aber das alte schöne Märchen von der Springwurzel hat er niemals wieder vergessen. Und nie hat er einen Schwarzspecht geschossen. Ein Naturforscher bat ihn einst, ihm einen zu besorgen, denn er wollte feststellen, ob die Pupille des Vogels, wie es hieß, nicht rund, sondern geschweift sei. Er hatte aber kein Glück mit seiner Bitte; der Förster schlug ihm die Erfüllung glatt ab. „Einen Schwarzspecht schießen? Gott soll mich bewahren; und wenn auf jedem Baume einer säße!“ hatte er gesagt und hinzugefügt: „Es ist so schon langweilig genug auf der Welt geworden.“

Er nickt vor sich hin; jawohl, es ist langweilig geworden, sogar hier im wilden Bruche. Als er hier die Stelle bekam, horstete der Schreiadler noch dort und der Schlangennadler und sogar der Uhu; Wanderfalken gab es und Gabelweihen, Kolkkraben und Blauracken, Kraniche und Rohrdommeln,





*Graf zu Münster.*

Съwarzjpecht bei seiner Bruthöhle.

*Linz, Mai 1909.*

und überall läutete in der Frühe der Wiedehopf. Mit der Aufhebung der Waldhude verschwanden die Blauracken und Wiedehopfe, mit dem Aufkommen der Vorderladerwaffen, dem Landstraßenbau und der Bruchentwässerung blieben die edeln Räuber und die stolzen Recken fort; ein einziges Kolkkrabbenpaar ist noch auf Meilen in der Runde zu finden und nur noch ein Paar Waldstörche horsten in dem Forste. „Es ist langweilig geworden auf der Welt, und es wird immer langweiliger“, denkt der alte Mann.

Die Krähen und die Häher haben sich vermehrt, seitdem Habicht und Falke selten wurden, und die Ringeltauben und Turteln desgleichen. Die heimliche Lochtaube aber verschwand, als die alten Eichenbestände fielen, und erst neuerdings haben sich wieder einige Paare eingefunden. Das kommt daher, weil der Schwarzspecht sich vermehrt hat, seitdem das Vogelschutzgesetz da ist, denn er, der alle Jahre eine neue Bruthöhle braucht und sich auch hier und da ein Schlafloch zimmert, sorgt dafür, daß die Hohltauben wieder Nistgelegenheiten finden. Und er sorgt auch dafür, daß es im Bruchwalde wieder etwas lustiger hergeht, und hallt des Falken Ruf und des Schreiadlers Stimme hier nicht mehr, wenn der Schwarzspecht die Zauberglocke tönen und sein Höllengelächter schallen läßt, dann klingt das wieder nach alten guten Zeiten.

Den ganzen Tag läutet und lacht der Specht heute, denn der Wetterumschlag sitzt ihm im Geblüte. Anstet treibt er sich von Wald zu Wald umher, schlägt hier eine tote Kiefernstange und speißt all das Ungeziefer, das im Splinte sitzt, entrindet da den Stamm einer alten Fichte, die der Blitz totschlug und in der es von feisten Bockkäferlarven wimmelt, hackt weiterhin den Stumpf einer Birke auseinander, daß die Sezen nur so umherfliegen, und begibt sich dann zu einer hohen Fichte, die im Innern krank geworden ist. Dort hat er anfangs nach Käferlarven gehämmert, aber da er schon satt war, hackte er zum Vergnügen ein tiefes, kreisrundes Loch in den Stamm, und das will er sich jetzt zu einer Schlafhöhle vertiefen. Fleißig arbeitet er, alle Augenblicke den Leib aus dem Loche ziehend und umher spähend, ob nicht irgendeine Gefahr droht; dumpf schallen die kurzen Schläge durch den Wald und die rostrote Nadelspreu am Boden ist bunt gemustert von den Abspässen, die der Schnabel des Spechtes loshiebt.

Mittlerweile hat er aber wieder Hunger bekommen. Laut lacht er auf und fliegt den morschen Stumpf einer Birke an. Eisenhart ist die dicke Borke, aber stahlhart ist der Schnabel des Spechtes; handgroße Rindensezen spellt er los, und darauf lange, breite Holzstücke, und die feisten Schnackenlarven, die sich im Mulm und Moder ganz sicher fühlten, werden eine um die andere angespießt und verschlungen. Dann aber lockt ihn der Eichenüberhälter auf der Rodung. Kerngesund sieht der Stamm aus, doch der Specht weiß, daß dort genug zu holen ist. In jeder einzigen Runzel



*Stephainsky.*

*Tillowitz, April 1910.*

Schwarzspecht, an einer Kiefer hämmernd.

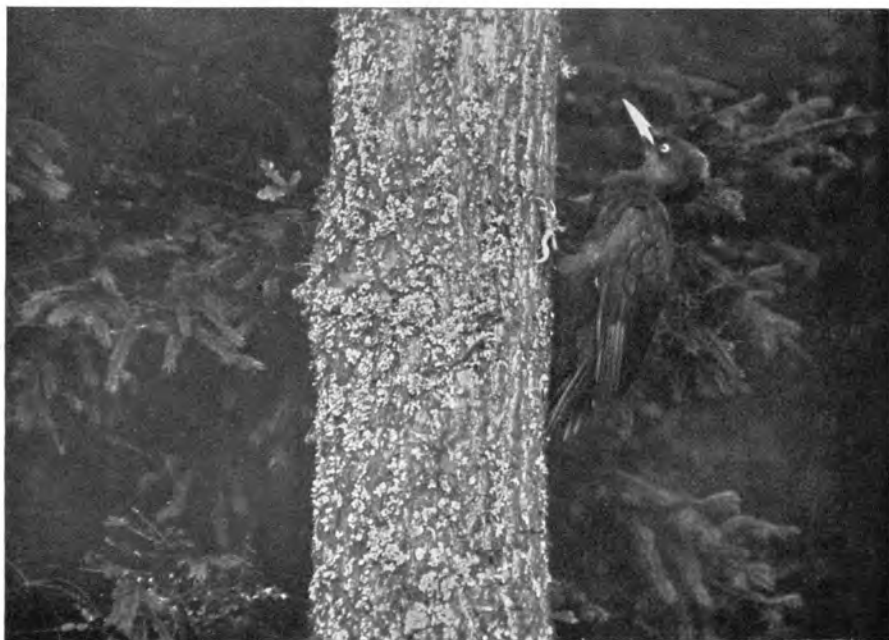
der Rinde sitzt eine Larve der schmalen, goldgrünen Prachtkäfer. Hieb auf Hieb führt der schwarze Vogel gegen die Rinde, hageldicht fallen sie, aber so geschickt, so genau berechnet, daß auch nicht mehr Rinde abgemeißelt wird, als nötig ist, um die Larven freizulegen. Eine volle Stunde arbeitet der Specht, und feuerrot leuchtet jetzt der vor kurzem noch stumpfgraue Stamm in der Sonne.

Bald hier, bald da klingt das Läten und Lachen des Spechtes, jetzt im Birkenbusche, dann im Kiefernaltholze, nun im Stangenorte und schließlich in den Fichten. Längst hat die Sonne den Kronen den silbernen Schmuck

genommen und der Heide wieder ihr braunes Kleid gegeben, schon ziehen grauliche Wolken über das Moor und ein hohler Wind seufzt und stöhnt im Bruche, und noch immer ruht der Specht nicht. Soeben schallte sein hartes Pochen da, wo seit dem Nonnenfraße die untergebauten Fichten, von grauen Flechten bedeckt, kreuz und quer übereinanderliegen, dann tönt sein Klopfen von dem großen Windbruche her, bis er mit gellendem Gekicher quer über die Heide der Kiefernwohld auf den Sandbergen zustreicht, um den Borkenkäfern und Rüsselkärtern nachzustellen. Endlich, als die Krähen ihren Schlafplätzen zurücker und die Goldhähnchen schon tief in den Fichten wispern, strebt er einer hohen, glattschäftigen Kiefer mitten im alten Bestand zu und verschwindet in der kreisrunden Öffnung, die schwarz in dem roten Stamme gähnt.

So treibt er es einen Tag um den andern, ganz gleich, ob die Sonne scheint oder der Schnee stiebt, ob Plattfrost das Land hart macht oder Regenschauer es erweichen; ihm ist jedes Wetter recht, er findet immer Fraß genug, er braucht nicht zu hungern, wie die Meisen, wenn der Raufreif alle Zweige umspinnt, und wie die Drosseln, wenn Hartschnee den Boden bedeckt; für ihn ist der Tisch allezeit gedeckt, denn überall gibt es morsche Stümpfe, kranke Stangen und faule Bäume, in denen Larven, Puppen und Käfer überwintern, hinter abstehender Rinde und in den Holzrißen sitzen Eulen und Fliegen verborgen, die dort auf den Frühling warten und überall kriechen die Weibchen der Frostspanner an den Laubhölzern umher. Ob die Prachtkäferlarve dicht unter der Rindenoberfläche sitzt, ob nur eine dünne Borkenschicht den Borkenkäfer schützt, oder ob die Larve der Holzwespe, des Weidenbohrers und Bockkäfers tief im Stamme verborgen ist, der Specht findet die eine, wie die andere; ein Vergnügen ist es ihm, halbfußtiefe Löcher in die befallenen Stämme zu meißeln, und hier und da im Bruche finden sich anbrüchige Bäume, die von oben bis unten so durchlöchert sind, daß sie wie Orgelpfeifen aussehen.

Auf die Dauer aber wird es dem Spechte im Bruche langweilig. Unrast plagt ihn und heßt ihn hin und her. Alle Heidwälder besucht er, ist heute oben auf der Geest, morgen im Moore, er wandert nordwärts und kommt in die Marschen, wo sich sonst niemals ein Schwarzspecht blicken läßt, treibt sich im Hügellande umher und setzt durch die Spuren seiner Tätigkeit die Förster in Erstaunen, denn in wenigen Tagen entrindet er ein halbes Hundert Fichtenstangen, die von den Borkenkäfern getötet sind. Vom Hügellande wandert er in die Berge und von da gelangt er in das Gebirge, bis es ihn wieder in das Flachland treibt und er dort unstill hin und her wandert, überall Tod und Verderben allem Getier bringend, das unter der Rinde und im morschen Holze lebt, und also dafür sorgend, daß sich die Waldverderber und Baumschädlinge nicht allzusehr vermehren. Und da er sich



*Stephansky.*

Schwarzspecht, an einer Eiche schaffend.

*Tillowitz, Juni 1909.*

überall dort, wo er sich einige Zeit aufhält, Schlafhöhlen zimmert, so sorgt er dafür, daß allerlei Vögel, denen es in den durchforsteten Wäldern an Nistlöchern fehlt, im Frühjahr solche vorfinden, die Hohltaube und der Wiedehopf, die Schellente und der Rauhfußkauz, die Blauracke und der Star, und auch die Waldsiedermäuse sind ihm zu Danke verpflichtet, da er ihnen ebenfalls Wohnstätten bereitet.

Um die Mitte des Hornungs wird er das Umherreisen leid und am ersten Märzten langt er wieder in seinem Bruchwalde an. Der hat inzwischen ein anderes Aussehen bekommen. In den feuchten Gründen zwischen den Fichten liegen noch einzelne Schneeflecke und das Bruch steht im hohen Wasser, aber an allen sonnigen Tagen leuchten die blühenden Haselbüsche, die Erken haben sich mit rotbraunen Käßchen behängt, die Weidenbüsche sind übersät mit silbernen Perlen und die Espen sind beladen mit dicken Blütenknospen. Schon kreist, rauh rufend, über der Forst das Kolkkrabbenpaar im stolzen Balzfluge, die Erbkönigsmeise zwitschert im Weidendickicht ihr Liebeslied, die Goldhähnchen singen in den Wipfeln der Fichten, in denen die Kreuzschnäbel ihre halbflügge Brut füttern, die ersten Kiebitze rufen auf den Weidekämpfen, in den Eichen beim Forsthaufe pfeifen die Stare und am windstillen Morgen balzt im Moore der Birkhahn.

Da besinnt sich der Schwarzspecht auf sein Frühlinglied. Bald hier, bald dort im Walde klingt seine Glocke und hinterher lacht er laut, aber es ist nicht immer der klirrende Regenruf, ein gellendes quickquickquickquick ist es, das weithin hallt. Aber taub bleibt sein sehnsüchtiges Rufen, und da fällt ihm ein, daß es noch etwas Besseres gibt, um ein Weibchen heranzulocken. Er fliegt die hohe Eiche an, deren Stamm er im Vorwinter, auf der Suche nach Prachtkäferlarven, von oben bis unten kupferrot färbte, indem er alle Rindenrunzeln abmeißelte, fällt an einem steil aufragenden Hornzacken ein und läßt seinen stahlharten Schnabel mit so schnellen Schlägen gegen den Ast fallen, daß ein hartes, lautes Getrommel entsteht, das eine halbe Stunde weit durch das Bruch dröhnt.

Voller Freuden hört der Hegemeister, der mit seinem roten Hunde hinter sich durch das Holz geht, wie der Specht seinen Wirbel schlägt. Vorsichtig pürscht er sich so nahe heran, daß er Blick auf ihn hat. Da hängt der stolze Vogel oben in der Eiche und bewegt beim Trommeln den Kopf so rasend schnell hin und her, daß der feuerrote Scheitelfleck in der Sonne wie eine helllichte Flamme leuchtet. Der Förster nimmt den Specht in das Pürschglas, und da sieht er zu seiner Verwunderung, daß in der Naturgeschichte, die er zu Hause in seinem Bücherschranke stehen hat, etwas ganz Falsches über das Trommeln der Spechte steht, denn da heißt es, daß der Specht durch sein Anschlagen einen Ast in zitternde Bewegung versetze und daß auf diese Weise das Trommeln entstehe. Jetzt aber sieht er deutlich,





*Stephainsky.*

*Tillowitz, August 1910.*

Schwarzspecht, eben an einer Kiefer angefliegen.

daß das nicht der Fall ist; der schenkeldicke, harte Ast rührt sich auch nicht ein bißchen unter den hageldichten Hieben des Spechtes, und die schnell aufeinanderfolgenden Schnabelschläge allein bringen das laute Trommeln hervor, aber nicht der Ast. „Ja, die Bücher,“ denkt der Förster, „wer sich auf die verläßt, der ist oft betrogen!“ Und dann murmelt er vor sich hin: „Man lernt doch nie aus und wenn man so alt wie ein Haus wird.“

Von Tag zu Tag wird es jetzt lauter und lustiger und bunter im Walde. Überall am Boden recken sich grüne Spitzen, das Geißblatt und die Traubenkirsche begrünen sich, die Weidenbüsche wechseln ihr Silber in Gold um, in den nassen Wiesen erheben sich die fetten Blätter der Dotterblumen, die Postbüsche werden von einem zum andern Mittag roter, die Wiesen färben sich immer grüner, die Wipfel der Fichten und die Kronen der Kiefern färben sich saftiger, an den Wegerainen leuchten die Hufslattichblüten auf und stellenweise zeigt sich über dem Fallaube am Boden schon ein weißer Blumenstern.

Tag für Tag schlägt der Schwarzspecht nun seine Werbetrommel, bis er endlich ein Weibchen gefunden hat. Und dann gibt es eine wilde Liebesjagd im Bruchwalde, denn das Weibchen ist spröde. Sobald das Männchen

mit klingendem Kläh und gellendem Gekicher auf sie losstürzt, macht die Henne eine Wendung um den Stamm, läßt sich fallen und schwenkt zwischen den Stämmen der Bäume hin, und hinterher fährt, schrill rufend, das Männchen. Wie zwei Feuerflammen leuchten die roten Kopfflecke auf, glühen jetzt oben in der Eiche knorrigem Astwerke, brennen nun am Grunde der Kiefernstämme, glimmen zwischen den silbernen Birken und funkeln im sonnenbeschienenen Nichtenwalde auf, bis endlich in der Krone der alten, breithäuptigen Schirmkiefer das Männchen das Weibchen erhascht und sich unter wildem Flügelgefatter und schrillen Wonnegeschrei den süßen Lohn nimmt. Eine ganze Woche lang freut sich das stolze Paar seiner Liebe, erfüllt den Bruchwald mit dröhnendem Getrommel und jauchzendem Gelächter, alle die vielen kleinen und großen Stimmen übertönend, die von den Wipfeln und aus dem Dickichte erklingen.

Dann aber heißt es, eine Wiege zimmern für die Nachkommenschaft. Duzende von Höhlen hat der Specht in den letzten Jahren im Walde gebaut, aber es fällt ihm nicht ein, eine davon anders, als für die Nachtruhe, zu benutzen. Funkelnagelneu muß die Höhle sein, in der die jungen Spechte aufwachsen sollen. Eine hohe, dicke, glattschäftige, bis zur Krone astfreie Buche hinter dem Forsthaufe sucht das Paar sich aus, unzugänglich für Mensch wie für Marder, und dreißig Fuß über dem Erdboden meißeln sie den Stamm an, daß auf zehn Fuß im Umkreise das rote Laub besät ist mit den fingerlangen weißen Spänen, auf die später, als das Loch im Rohbau fertig ist und sauber und glatt nachgearbeitet wird, um schließlich in einem eirunden Kessel zu endigen, immer kleinere und kleinere Späne folgen, bis zuletzt nur noch ganz winzige Spänchen zu Boden wirbeln und die Höhle fertig ist.

Immer seltener läßt sich nun das Weibchen sehen, bis es schließlich fest auf den vier schneeweißen, glänzenden Eiern sitzt. Jetzt hat das Männchen doppelte Arbeit, denn es muß das Weibchen, solange dieses brütet, füttern. Alle Stunden kommt es herangeschnurrt, den Kropf voller Larven und Maden und Puppen und Käfer und Ameisen. Denn Ameisen, das ist ein leckeres Futter für ihn. Wenn die Sonne auf die hohen, rotbraunen Haufen scheint und sie über und über von den flinken Tieren wimmeln und krummeln, dann fliegt der Specht zu Boden, hüpfst heran und besieht sich die Sache erst mit lusternen Augen. Und dann fährt wie ein Pfeil die lange, klebrige Zunge dahin, wo es schwarz von Ameisen ist, leimt ein oder zwei Duzend fest, zieht sich zurück, kommt wieder hervorgeschossen, und schnellst solange hin und her, bis der Kropf dick gefüllt ist und einen förmlichen Beutel an dem langen dünnen Halse bildet.

Wie wahnsinnig stürzen die Ameisen dahin, wo der Rotkopf sitzt. Sie hängen sich an seinen langen Sehnen fest, sie spritzen ihre Säure ihm entgegen,

daß Tausende von winzigen Springbrunnen auf einmal in der Sonne aufblühen; aber ihn stört das Kneifen nicht, ihn bekümmert der scharfe Säuregeruch nicht, er füllt seinen Kropf mit dem bissigen Krabbelvolke und füttert sein Weibchen damit. Ganz glücklich ist er, wenn er die Ameisen dabei erwischt, wenn sie ihre Puppen sonnen; das ist für ihn ein Festessen und er kehrt solange wieder, bis die Ameisen die Puppen, die er übrig ließ, in die tiefste Tiefe des Baues geflüchtet haben, und womöglich hackt er dann solange an dem Haufen herum, bis er ein fußlanges Loch hineingearbeitet und die Puppenlager wieder aufgefunden hat, und ohne sich an das Beißen und Spritzen der erboften Tiere zu stören, schließt er in das Loch hinein, stopft sich voll mit Ameisen und Puppen, erscheint ab und zu wieder vor dem Bau, um zuzusehen, ob keine Gefahr droht, und fliegt endlich zum Nistbaume, um der Spechtin, der fleißig brütenden, den Hunger zu vertreiben.

Sind dann die Jungen erst da, dann hat das Spechtpaar nicht einen Augenblick am Tage frei. Dann zimmert es zum Vergnügen keine Schlafhöhlen mehr, es muß jede Stunde ausnutzen, um sich und die vier Gierhälse zu ernähren. Denn es ist unglaublich, was die fressen können. Der Bruchwald ist reich an allerlei Holzgetier, und dennoch müssen die beiden alten Spechte sich fleißig daran halten, um die Jungen satt zu bekommen, denn harte Käfer und dicke Falter werden von ihnen verschmäht, nur weiche Maden und winzige Käferchen munden den Jungen, und davon gehen hundert auf einen Schnabel voll, und tausend braucht ein Spechtmagen, ehe er halbwegs gesättigt ist, denn heißhungrig ist das junge Volk und rasch seine Verdauung. Es braucht viel Stoffe, um das stramme Knochengengerüst, die derben Muskeln und Sehnen und das straffe Gefieder aufzubauen, und so kostet ein einziges Schwarzspechtjunges Hunderttausende und Aberhunderttausende von winzigen Kerbtieren, von denen viele Todfeinde der Waldbäume sind, das Leben, ehe der junge Specht so weit herangewachsen ist, daß er die Nisthöhle verlassen, den Alten folgen und sich selber ernähren kann.

Das dauert aber bis in den Hochsommer hinein, denn wenn auch die Jungen schon lange befliegen sind und es schon begriffen haben, wie man den Käfer hinter den grauen Flechten und die Larven unter der Rindenschuppe findet, ihre Schnäbel sind noch nicht fest genug, als daß sie damit, wie die Alten, harte Borke, dicke Rinde und derbes Holz zermeißeln könnten, und erst im Herbst sind sie so weit, daß sie selbständig sich ernähren können und die Alten nicht mehr nötig haben. Dann aber ist auch die beste Zeit da; überall im morschen Holze sitzen die feisten Larven und Maden dicht unter der Oberfläche, in allen hohlen Bäumen hängen, vollgepfropft mit dicken, fetten Larven und Puppen, die papiernen Nester der Wespen und Hornissen, und das ist ein prachtvolles Futter für die Spechte, und wenn die Wespen noch so giftig summen und die Hornissen noch so gefährlich brummen

und ihre Giftstachel zücken, an dem harten Spechtgefieder prallen die Stiche ab; der scharfe Meißelschnabel zerhackt die grauen Papierhüllen und die spitze Zunge reißt eine nach der anderen der weißen Larven und Puppen aus ihren Wiegen.

Prachtvoll lebt es sich im Herbst für die Spechte, aber auch wenn der Vorwinter mit Sturm und Regen in das Land hereinbricht, geht es ihnen gut, und nicht minder bei strengem Frost. Nur unstill sind sie dann, die Alten wie die Jungen. Jeder schlägt sich allein durch, niemals sieht man zwei zusammen, und jede Gesellschaft ist ihnen verhaßt. Nicht gibt sich der Schwarzspecht, wie es der Buntspecht tut, dazu her, den Führer für Meisen, Kleiber, Baumläufer und Goldhähnchen zu machen, einsam und ungesellig schweift er durch die Wälder den ganzen Winter lang, und erst, wenn die Kohlmeise ihr Frühlingslied singt, die Amsel flötet und der Fink schlägt, sehnt er sich nach Gesellschaft.

Dann schallt sein harter Trommelwirbel über Bruch und Heide, gelbt sein schriller Balzruf durch den Wald, bis sich ein Weibchen zu ihm hinfindet und das Paar dafür Sorge trägt, daß ihr Geschlecht wachse und sich mehre, dem deutschen Walde zu Zier und Segen.



*Stephainsky.*

*Tillowitz, Juli 1910.*

Junger Schwarzspecht vor seinem Brutloch.

## Sturmvögel.

Von Alf Bachmann-München.

Träge und ölig strömt das Meer an den dunklen Klippen der Westman-Inseln vorbei. Die Abendsonne scheint auf den Tang, der am Fuße der Basaltklippen herabhängt und färbt die violetten Köpfschen der Strandastern wärmer, die höher oben, zwischen Gras und Löffelkraut, aus den Felsenrißen sich hervordrängen. Und gar die orangefarbenen Flechten, die auf den Kuppen der höchstgelegenen Felsen phantastische Ornamente malen, glühen tief und feurig, wie altes Gold, und lassen den kalten, blauen Himmel daneben noch kälter und höher erscheinen. Keine Wolke ist am Himmel; es sind die letzten Stunden eines sonnigen, windstillen Julitages.

In der kleinen, tiefen Bucht einer unbewohnten Insel, auf der nur einige Schafe den Sommer verbringen, liegt ein Schweinsfisch dicht unter der Oberfläche des von der Sonne durchwärmten Wassers. Er hat sich etwas auf die Seite gelegt, damit er sein dralles Baby, mit dem er lange getollt und umhergejagt, bequemer säugen kann. Die glückliche, junge Mutter kümmert sich nicht um die Seepapageien, die sich dicht neben ihr ins Wasser stürzen und mit den Lummern um die Wette tauchen, um für ihr Junges einen Fisch zu erbeuten.

Fern am Horizonte leuchten die hellen Schneefelder des Hekla rötlich über das dunkelblaue Meer und aus den dicken Holzkaminen der Fischerhütten, die am Fuße eines Vulkanes in der geschützten Bucht der Hauptinsel liegen, steigt hellbrauner Rauch kerzengerade in die Höhe. Die Häuser liegen schon im Schatten des Berges, der Rauch leuchtet noch in der Sonne. Eine Eismöwe fliegt hoch oben durch die Luft. Wie fernes Hundegebell ertönt ihr Ruf.

Auf dem Wasser geht es lebhaft zu. Der Eissturmvogel, die Lumme und die Dreizehenmöwe beherrschen überall die Situation. Nicht weit vom Strande, im Schutze einer Felsenwand, die steil aus dem Meere aufsteigt, haben norwegische Walfischfänger, die hier im Sommer jagen, einen Sinwal verankert. Der Schuß war ihm in die Lunge gegangen und nun rieselt langsam Blut und Tran aus der Wunde heraus.

Nur wenig ragt der glatte Körper des Ungeheuers aus dem stillen Wasser hervor; etwa wie der Bug irgendeines abenteuerlichen Segelschiffes, das dort strandete. Zwei Mantelmöwen sitzen oben darauf. Um den Kadaver herum herrscht ein merkwürdiges Leben: Eine ungeheure, graue, bewegliche



*A. Bachmann.*

Zwei brütende Eissturmvögel.

*Island, Juli 1904.*

Masse drängt sich dicht heran an den Körper; Seevögel von Krähengröße, die hier zu vielen Hunderten, Seite an Seite, sich sanft schiebend und drängend, ohne Zanken und Streiten mit leisem gäck-gäck umherschwimmen, um den Tran zu nippen, der das Wasser bedeckt.

Es sind Eissturmvögel — die Fangschiffer nennen sie Mallemucken —; sie suchen hier Nahrung für ihre Jungen, die hoch oben auf den benachbarten Felsen ausgebrütet wurden. Das weiße Köpfchen angezogen und leicht nach unten gesenkt, die grauen, spitzen Flügel ganz gerade ausgestreckt, als seien sie mit Hölzchen in den Körper gesteckt, so kommen die Alten jetzt herangeflogen zum Futterplatz. Einige rasche Flügelschläge, dann folgt ein leichtes Schweben und Zittern der Flügel, die sie, bald den rechten, bald den linken, fast bis zum Wasserspiegel senken. Plötzlich steigen sie auf, wie Kinderdrachen, die der Windstoß emporhebt — sechs, acht Meter hoch; dabei leuchtet die weiße Unterseite hell auf. Alle Bewegungen sind weich, als würden sie im Traum ausgeführt. Der starke Schnabel ist bläulichgrau, nach vorn orangegelb. Von weitem gesehen, scheint der Vogel sehr große





A. Bachmann.

Eissturmvogel, brütend.

Westman-Inseln, Juli 1904.

dunkle Augen zu haben. Diese Täuschung wird durch schwarze, borstige Federchen bewirkt, die in einem mondformigen Fleckchen vor den Augen stehen. Die Iris ist gelbbraun.

Den fauligen Tran, den sie genippt, bringen sie hinauf zu ihrem Jungen, dem sie ihn nach Art der Tauben in den Schlund würgen. Später geben sie ihm dann Medusen und andere Seetiere. Der erwachsene Vogel frisst alles, was an tierischen Stoffen, tot oder lebendig, auf dem Meere schwimmt; er taucht aber nie nach seiner Nahrung.

Das einzige, weiße, dickbauchige Ei wird meist ohne Unterlage auf weiche Erde oder auch auf den bloßen Felsen gelegt. Am liebsten suchen sich die Vögel Höhlungen und Spalten auf einsam gelegenen, steilen Felseninseln aus. Sie nisten immer in Kolonien, oft zu vielen, vielen Tausenden beisammen. An den Küsten und Inseln des Nördlichen Eismeers, im Norden von Westgrönland bis Nowaja Semlja findet er sich im April ein, um dort die Brutzeit zu verbringen. Die Erzählungen alter Reisebeschreibungen, nach denen die Isländer durch den Körper der fetten Jungen Döchte zögen

und sie dann als Tranlampen verwendeten, hat sich selbst für alte Zeiten als Fabel erwiesen.

Infolge des enormen Fettpolsters, das unter seiner Haut liegt, ist es dem brütenden Vogel trotz seines großen Brutflekes, der sich bei beiden Geschlechtern findet, sehr schwierig, seine Körperwärme dem Ei mitzuteilen. Infolgedessen müssen die Alten — Männchen und Weibchen brüten abwechselnd, oft sogar zusammen — sechs bis sieben Wochen lang auf dem Ei sitzen, ehe das Junge, ein kleines wolliges Klümpchen, die Schale sprengt. Und erst zwei Monate später macht das kleine Ding seine ersten Flugversuche, wenn es nicht vorher, gerupft und ausgenommen, mit Dreizehnmöwen, Bahtölpeln und Seepapageien vereint, in der Pökeltonne eines Isländers ein frühes Grab findet. Vergebens hustete er seinem Mörder zur Abwehr seinen grauen Tran entgegen.

Das Fleisch des Vogels ist weiß und wohlschmeckend, das Fett, besonders der Jungen, widersteht dem kultivierten Gaumen. Die Eier haben ein großes, rotgelbes Dotter und schmecken vorzüglich. Die Federn eignen sich sehr gut zum Stopfen von Kissen; nur beeinträchtigt ihr intensiver Moschusgeruch, der übrigens auch den Vögeln und Eiern anhaftet, ihren Wert.

Außer dem Isländischen Falken dürfte der alte Vogel kaum einen Feind haben. Die Jungen sind aber bei Kalkkraben und Seeadlern, Falken und Raubmöwen um so beliebter, als die Alten ihres harmlosen Charakters wegen bei der Verteidigung ihrer Sprößlinge wenig Energie entfalten.

\* \* \*

Die Sonne ist hinter den Gletschern, die im Norden den Horizont begrenzen, untergegangen. Das ungeheure Geschrei der Dreizehnmöwen, Alken und Lummern ist verstummt und nur selten und vereinzelt zanken sich an den steilen Felswänden noch mit verschlafenen „karw“ und „korr“ und „gägägä“ Lummern und Eissturmvögel. Auf dem Wasser schlafen schaukelnd kleine Flocks von Wassertrettern. Nun beginnt die Stunde, da die Gespenster des Ozeans lebendig werden, die verdammten Seelen ertrunkener Seeleute, die im Fegfeuer gequält werden. Aber die Sommernächte im Norden sind hell und es spukt sich schlecht im Zwielficht des Mittsommers dort oben. Da müssen uns auch solche Geister, die nur um Mitternacht ihr Wesen treiben, ihre wahre Gestalt zeigen.

„Uib—uib“ ertönt's leise auf dem Wasser. Wie ein grauer Schatten huscht's vorbei — fledermausartig, dann wieder an eine Nachtschwalbe erinnernd. Dort ist ein zweiter — ein dritter! So jagen die nächtlichen Gestalten dicht über dem Wasser durch die Luft dahin.

Es ist ein wunderlicher kleiner Geist, dieser braunschwarze, schwalbengroße Vogel mit dem leuchtendweißen Bürzel und dem kurzen, gegabelten

Schwanz. Die Gabelschwänzige Sturmschwalbe hat man ihn genannt zum Unterschiede von seinem nächsten Verwandten, der Sturmschwalbe, die einen kurzen, gerade abgechnittenen Schwanz hat. Seine Heimat ist die Westküste von Nordamerika, aber auch auf den Westmaninseln und auf St. Kilda, im Nordwesten von Schottland, verbringt er zur Brutzeit einige Monate des Jahres. Auf den rasiigen Abhängen höherer, einsam gelegener Felseninseln



H. K. Joh.

Gabelschwänziger Schwalben-Sturmvogel. *Cape Cod, Massachusetts.*

gräbt er sich mit seinen schwarzen Schwimmsfüßen eine tiefe Höhle in der lofen, schwarzen Erde — etwa einen Meter tief. Aus Wurzeln und trockenen Halmen baut er sich dadrinnein ein liederliches Nestchen für das einzige, weiße Ei, das in Form, Größe und Farbe an ein Seglerei erinnert. Mit seinen starren Bauchfedern drückt er das Ei beim Brüten so dicht an den Brutfleck, daß es vollkommen eingehüllt ist von den Federn, wenn man den harmlosen Vogel mit der Hand von seinem Neste nimmt. Auf diesen Brut-

Dögel III. Copyright 1911, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

6

plätzen geht's im Sommer unheimlich genug zu. Wenn der letzte Seepapagei in seinen kaninchenartigen Bau geschlüpft ist, dann beginnt ein Konzert dort oben, das bei ängstlichen Gemütern wohl eine Gänsehaut erzeugen kann. Zuerst ertönt, von hier und von da, das leise „uüü—uüü“ der Gabelschwänzigen Sturmschwalben, die hier ihre Höhlen haben. Dann wird's langsam auch in der Luft lebendig. Taubengroße, düstere Vögel mit weißer Unterseite fliegen in wildem Balzfluge senkrecht aus dem Rasen in die Höhe; 10, 20 Meter hoch erheben sie sich in die Luft, um sogleich wieder herabzuflattern. Auch das sind Sturmvoegel, die dort ihre Höhlen haben.



H. T. Bohlmann.

Gabelschwänziger Sturmvogel, brütend.

Oregonküste.

Sturmtaucher hat man sie getauft. In tiefen Kehllauten ertönt ihr Balzgesang in der Luft, während sie vom Eingang ihrer Höhle aus auf und nieder fliegen. „Kéék—u—ü—u“ klingt's etwa und dann wieder „kéék—kéék—u—ü—u“.

Nur zur Brutzeit geht dieser wunderliche Vogel ans Land, wo er schwerfällig watschelnd sofort seine Höhle aufsucht. Den übrigen Teil des Jahres verbringt er auf der hohen See. Er folgt selten den Schiffen, wie der Eissturmvogel und die Sturmschwalben, denn er nährt sich niemals von Abfällen und Aas. Tauchend fängt er sich kleine Fische, besonders Sardellen; auch hat man Mollusken und zur Brutzeit allerlei Strandpflanzen in seinem Magen gefunden. Er und seine nächsten Verwandten bewohnen in etwa



C. J. King.

Scilly-Inseln, Juni 1907.

Kleiner Schwalben-Sturmvogel bei seinem Nest und Gelege.

25 Arten die Meere der gemäßigten Zone zwischen Nordamerika, Nordafrika und Nordengland. Das einsame Segelschiff, das bei den Desertas kreuzt, um Sunchal auf Madeira anzulaufen, wird dort in der Dämmerung und an stürmischen Tagen von Hunderten der seltsamen Vögel umschwärmt. Ohne sich irgendwie um Schiff und Menschen zu kümmern, gleiten die Vögel in zitterndem, schwankendem Fluge dicht über den Wogen dahin, an Segler erinnernd. Der Körper und die Flügel bilden ein Kreuz und wenn der Körper im Fluge nach rechts und nach links schwankend sich senkt, wird bald die düster-braunschwarze Oberseite, bald die weiße Unterseite sichtbar; dabei legt er die Schwimmfüßchen dicht unter den abgestutzten, kurzen Schwanz. Wie bei allen Sturmvögeln, unterscheidet sich das Weibchen äußerlich nicht vom Männchen.

Wenn das Junge aus dem Ei gekrochen ist, sieht es aus, wie ein schiefergraues Klümpchen, mit Schimmelpilzen strahlenförmig bewachsen; nur der schmale, dünne Hakenschnabel lugt hervor aus der unförmlichen Masse. Wenn sie erwachsen sind, holt sie der Eingeborne der Westmaninseln aus

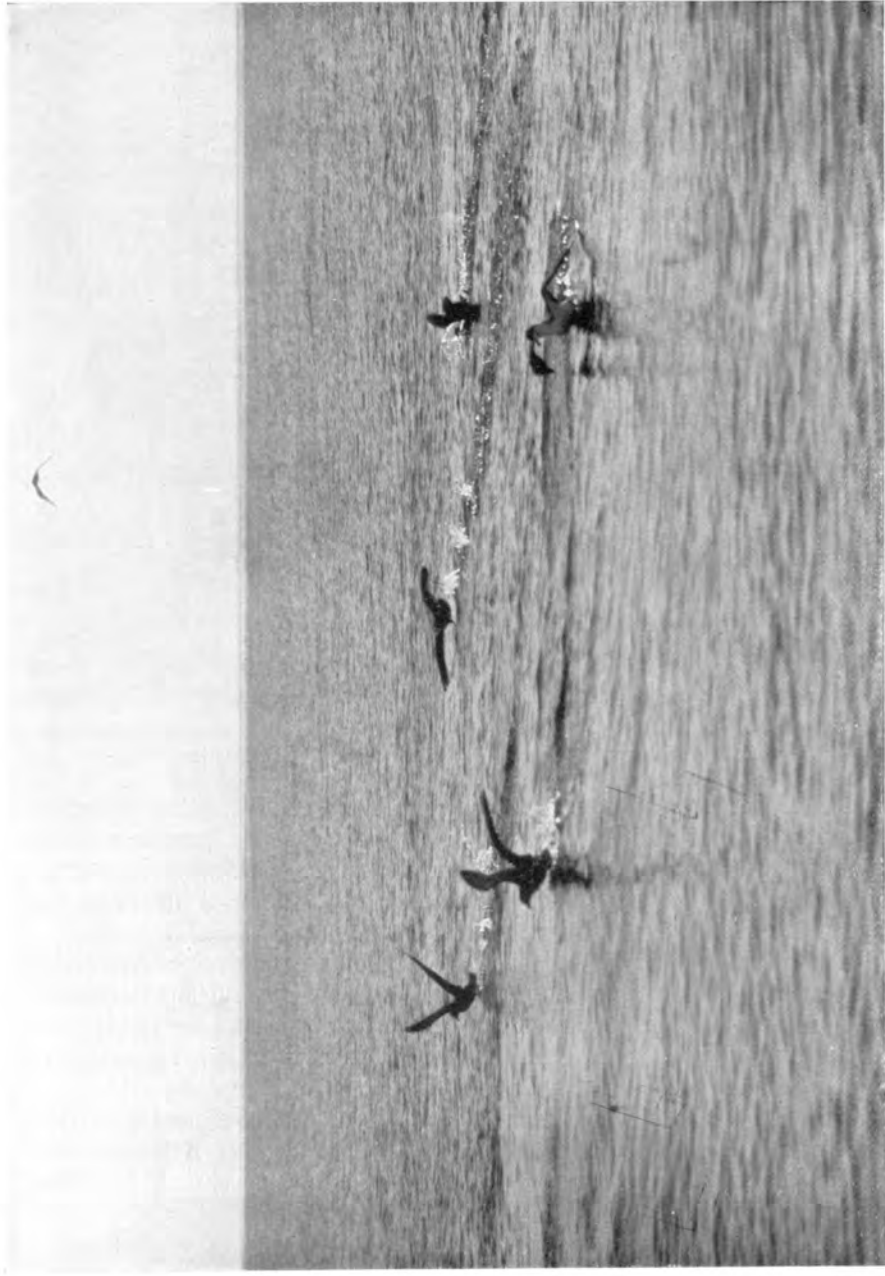


H. K. Job.

Großer Sturmtaucher und Buntpfäßige Sturmjohrauben.

Cape Cod, Massachusetts.





H. K. Job.

Große Sturmtaucher im Verein mit dem Dunklen Taucher-Stormvogel fischend.  
*Cape Cod, Massachusetts.*



H. K. Job.

Cape Cod, Massachusetts.

Großer Sturmtaucher, flügelstreichelnd auf dem Wasser.

ihrem Bau heraus, indem er sie mit einem spitzen Eisenhaken aufspießt, den er am Ende eines meterlangen Stockes befestigt hat. Dann wird ihnen der Hals umgedreht und sie wandern in die Salztonne. Sonst hat dieser Vogel wohl keinen Feind; ebensowenig kann man sagen, daß er irgendwelchen Schaden anrichtet.

Die Nisthöhlen der Sturmschwalben und Sturmtaucher unterscheiden sich durch nichts von denen der Seepapageien, in deren Gesellschaft sie brüten, ohne sonst voneinander Notiz zu nehmen. Nur strömen die Höhlen der Seepapageien nicht jenen eigentümlichen Moschusgeruch aus, der den Nestern wie den Jungen der Sturmvogelarten anhaftet.

Die Eier der Sturmtaucher und Sturmschwalben findet man vom Mai bis in den Juli hinein; doch ist bei der langen Dauer der Bebrütung und dem langsamen Wachstum der Jungen kaum anzunehmen, daß die Vögel zweimal brüten.

\*

\*

\*



H. K. Job.

Cape Cod, Massachusetts.

Großer Sturmtaucher, sich vom Wasser erhebend.

In einer dunklen Februarnacht kamen bei Regen und Sturm ungeheure Wellenberge von Westen her herangerollt. Ein alter norwegischer Schooner von Valenzia mit den ersten Orangen des Jahres nach Bergen unterwegs, hatte glücklich die Ile d'Queessant und den Kanal passiert, als ihm bei St. Agnes, der südwestlichsten der Scilly-Inseln, eine schwere Sturzsee den Besanmast wegschlug. Vergeblich versuchte die Besatzung, in einer Jolle das Land zu erreichen. Eine zweite, ungeheure Welle schlug alles kurz und klein, begrub die drei ermatteten Männer und den kleinen Schiffsjungen in der Tiefe und warf das Schiff, einen trostlosen Trümmerhaufen, zerschlagen und zerrissen auf eine der flachen Granitschären, die den Hauptinseln vorgelagert sind.

Später, als die Sonne wieder schien, kamen Hummerfischer von St. Mary's, um dort ihre Körbe auszulegen, holten sich aus dem Trümmerhaufen, was sie brauchen konnten und ließen das übrige liegen. Als im April die Vögel zurückkamen auf die kleine Insel, um dort wie alljährlich zu brüten, die Möwen und Seeschwalben, Kormorane, Wiesenpieper und Steinschmätzer,



H. K. Job.

Cape Cod, Massachusetts.

Buntfüßige Sturmschwalben, über dem Wasser flatternd.

da fanden sie ein riesiges Segel ausgebreitet an der Stelle, wo sie sich häuslich einrichten wollten. Und auch Seepapageien kamen an. Sie hofften ihre Höhlen wieder beziehen zu können, wie im vorigen Jahre; aber das Segel lag auf den Eingängen und schimpfend trippelten sie mit ihren siegellackroten Füßchen um das fremde Ding herum, bis einer nach dem anderen anfing, am Rande sich eine neue Höhle zu graben. Und als es dunkel wurde, kamen noch andere Gäste. Schwalbenartige, schwarze Vögelchen und noch größere. Auch sie suchten vergeblich die Eingänge ihrer alten Bruthöhlen. Schließlich, nach einigen Tagen, machten sie's wie ihre schwarz-weiß-roten Nachbarn, die Seepapageien, und bald sah ein jedes ein, daß es eigentlich viel bequemer sei, sich einen Gang unter dem Segel zu machen, als sich in die Erde hineinzuwühlen. Das sprach sich herum in Seepapagei- und Sturmvoegelkreisen und im nächsten Jahre schon wurde es Mode, unter dem Segel zu wohnen. Es war zwar schon alt und geflickt, als es seine letzte Fahrt machte, aber das war gut für die Vögel, denn sonst hätten es die französischen



H. K. Job.

Cape Cod, Massachusetts.

Dunkler (oder Grauer) Sturmvogel auf den Wellen.

Makrelenfischer, die dort im Frühjahr immer vorbeisegeln, ficher an Bord geschleppt.

Hier unter dem Schutze dieser alten Leinwand erblickten nun im Sommer einige junge Sturmschwalben das Licht der Welt, nahe Vettern der Gabelschwänzigen.

Noch kleiner als diese, ebenfalls rußbraun mit weißem Bürzel, haben sie einen kurzen, gerade abge schnittenen Schwanz, sind aber in Flug, Bewegungen und Lebensgewohnheiten diesen fast gleich.

Manche Sage und manchen Aberglauben hat der kleine, zutrauliche und harmlose Vogel ins Leben gerufen, der fast jedes Schiff, das aus dem Kanal hinaussegelt in den Atlantischen Ozean, ins offene Meer begleitet. Dem Seemann bedeutet sein Erscheinen Sturm; er weiß es wohl in den seltensten Fällen, wie sehr der kleine, düstere Vogel selbst unter dem Sturm, den er bringen soll, zu leiden hat! Matt und kraftlos, abgeflattert und halbverhungert, flüchtet er sich an die Küste, wenn im Winter schwere Stürme



C. J. King.

Scilly-Inseln, Juni 1907.

Nordischer Taucher-Sturmvogel auf einer Klippe.

die weißgrünen Wogen durcheinanderwerfen und dem armen Vögelchen die Möglichkeit nehmen, auf offener See seiner Nahrung nachzugehen und sich auszuruhen. Trifft es bei solchem Wetter ein Schiff, so sucht es wohl Schutz im Kielwasser, wo es etwas Ruhe und Nahrung findet.

„Mother Carey's Chicken“ nennt es der englische Seemann; das ist das Küchlein der Mater cara, die avis sanctae Mariae. Dieser Name ist aus einem tiefen poetischen Empfinden heraus entstanden. Die Harmlosigkeit, die Anmut und das Unirdische, das sich in der Erscheinung dieses kleinsten aller Schwimmvögel ausdrückt, dessen Heimat das große Weltmeer ist, konnte wohl treffender und sinniger durch keinen anderen Namen versinnbildlicht werden.

\*

\*

\*





*A. Bachmann.*

*Westman-Inseln, Juli 1904.*

Männchen des Eissturmvogels streicht zum Nest, um sein Weibchen zu füttern.



C. J. King.

Scilly-Inseln, Juni 1907.

Νordischer Ταυχερ-Σturmvogel am Νεστloch.



*Fr. Moore.*

Kuhl's Sturmtaucher im Nestflaum.

*Malta, Mai 1905.*

Alle Sturmvögel kommen nur zum Brüten ans Land. Den übrigen Teil des Jahres verleben diese kühnen Flieger auf dem offenen Meere, das sie in allen Zonen der Erde — bis zu den Polen — in etwa hundert Arten bewohnen. Ihr Nest legen sie, immer in Gesellschaften, auf einsamen Inseln oder Vorgebirgen an. Die Größe der Sturmvögel im weiteren Sinne ist so verschieden, wie nur irgend denkbar. So haben z. B. die Albatrosse, die nur die südlichen Meere durchfliegen, eine Flügelspannweite, die die der mächtigsten Raubvögel der Erde, der Kondore, bei weitem übertrifft.

Ein äußeres Kennzeichen, das alle Arten untereinander verbindet und von allen anderen Vögeln unterscheidet, ist der Schnabel, auf dessen Stirn zwei auffallende Röhren liegen, die nach vorn in Löchern enden. Der Schnabel endigt in einem starken Haken. Einige Arten tauchen recht gut, und zwar mit halbgeöffneten Flügeln.

## Der Buntspecht.

Von Else Soffel.

Aus dem bunten Herbstwald kommt fröhlicher Lärm.

Er kommt von der großen Buche herüber, die den grüngrauen glatten Leib aus dem gemusterten Teppich zu ihren Füßen hebt.

Kick und kix tönt es, munter und energisch: „So wird es gemacht“ und zwischen zwei hellen, harten Rufen folgt jedesmal ein rhythmisches Hämmern wie ein Arbeitslied.

Fast ist das Lied zu lustig für den lichten Wald mit seiner weichen Sonne und Stille.

Aber der Rotspecht denkt nicht weiter über seine Umgebung nach und ob er da gerade hinpaßt mit seiner rücksichtslosen Freude. „Kix, tam ta tam,“ „kix, tam ta tam“ geht es, stundenlang, denn draußen am Waldbrand sind die Haselnüsse reif und da hat der Rotspecht zu tun. Hin und zurück schnurrt er, holt sich eine nach der andern, tut sie in den Spalt, den er zu seinem Manöver passend gefunden — eine kleine runde Vertiefung im Buchenschaft — und holt dann aus mit weit zurückgelegtem Kopf. Er trifft eine jede in die Naht, spaltet sie und pickt geschäftig-eigenjüchtig den süßen Kern heraus. Er merkt kaum, was um ihn vorgeht dabei.

Den müden Wald kommt fast ein Lächeln an über den „Amerikaner“.

Wenigstens kommt so ein heimlich-nachlässiges Sonnenschmunzeln gerade an der Buche lang, an deren Stamm er sitzt.

Ach was Sonnenschmunzeln! Meine Herrschaften: Sehn Sie bitte mir zu: So wird's gemacht.

Mit solchen und ähnlichen Allüren kragt er den Baum hinauf, kragt und nickt und beginnt die Arbeit von neuem.

Ärgern kann den Rotspecht viel, wundern wenig, er ist der praktische Mann, der Amerikaner.

„Hier ist mein Platz und das sind meine Nüsse und im übrigen packt euch anderswohin!“

In diesem Sinn behandelt er Vetter Kleinspecht so gut wie die eigenen Verwandten, wenn sie ihm zu nahe kommen. Nur das rote Eichhorn, was er auch beim Nussstrauch trifft, muß er gelten lassen.

Es kümmert sich nicht um ihn, außer daß es das Mäulchen verzieht und vielverheißend murkst. Ein wenig betreten streicht der Rote ab, aber gleich darauf ertönt wieder sein lustiges: Kick, kick, er klemmt vergnügt



*Stephansky.*

Alter Vogel, aus dem Nistloch sichernd.



*Moritzburg, Juli 1910.*

Junger Vogel, die Federn färbend.

### Großer Buntspecht.

Seine Auz in den Spalt und hämmert los. Das rote Eichhorn ist ihm unterdes in wenig Bogensprüngen nach und sitzt auch in der Buche, Prinz von Geblüt, den weichen wundervollen Schweiß wie einen Baldachin über sich, Amerikaner unter sich.

Lustig ist's im Walde alle Tage, denn die Bucheckern sind auch zeitig und der Kiefern Samen härtet sich.

Die Spechtschmiede bei der alten Buche wird nicht leer, denn Grün- und Grauspecht wissen sie auch zu schätzen und der Rote hat viel Ärger und Zeitverlust davon.

Seitdem die Sonne blasser wird und die Felder leer sind, ist Unruhe in den Wald gekommen. Keiner bleibt mehr in seinem Revier, die Jungspechte sind bald dort, bald da und die Meisen fangen schon an, dem Roten auf den Fersen zu sein, das Eichhorn denkt an den Winter und ist emsig mit Eintragen, die Stare kommen des Abends und fallen in die bunten Kronen, die Wildenten ziehn. Mit dem Sommerfrieden ist's vorbei, nichts ist mehr an seinem alten Platze. Die Blätter treiben lautlos in goldenen Schauern von den Bäumen, wenn nur ein Hauch sie rührt. Sie tun die letzte Reise — auf dem Acker draußen zerflattern goldene Fäden.



*Carl Heller.*

Alter Vogel, den Jungen Futter bringend.



*Samaden, Juni 1909.*

Am Nestloch.

### Großer Buntspecht.

Den Buntspecht macht der Aufruhr nur noch geschäftiger als sonst. Wandern liegt ihm um diese Zeit ohnehin im Blut, so ist er heute bei den Nüssen und morgen bei den Bucheckern, und dann nimmt er die große Samenkiefer ganz in Beschlag, die hoch über jenem Walde drüben schwankt und ihre Krone wie eine Pinie trägt. Dort horcht er erst den Stamm mit dem Schnabel ab nach einer schwachen oder brandigen Stelle, dann stemmt er den kurzen, runden Schwanz fester gegen die Borke und wirft den Kopf nach hinten. Und einen raschen Hieb nach dem andern führt er jetzt, daß die Stücke um ihn fliegen. Denn es ist ein anderes, ob man den Schnabel zum Anhorchen und Auskundschaften benützt oder zum Arbeiten.

Lustig sieht der Buntrock aus im Metier, ganz Ziel und Zweck und Augenblick — der richtige Amerikaner, klug von Physiognomie, praktisch und nüchtern im Habit und doch voll schreiender Lebensfarben. Und so wie die sind, ist auch sein Ruf — ein Signal, ein Arbeits- und Alarmruf, mit dem er sich Bahn macht, hell und von frisch-frohem Eigennuß, der sich immer gleich bleibt. Diesen Ruf trägt er in gleichen Pausen vor wie ein Chauffeur, der sich durch die Straßen der Weltstadt durchtrompetet.

Kick — kick — kick — kick — nur der Arbeitstakt des hämmernden Schnabels unterbricht ihn.

Wer den Buntspecht kennt, kann ihm aus seinem Eigennuß eine Falle stellen, denn pocht einer in seiner Nähe, gleich ist er da, um ihn aus seinem Revier zu treiben, wie er meint und so läßt er sich fangen.





M. Stechel.

Mit einer Frucht hochklettern



Roskitten, September 1909.

Eine Frucht zerhackend.

### Großer Buntspecht.

Wer ihn übrigens heute auf der alten Kiefer beobachtet hätte, müßte dem Meister für ungewöhnliche Arbeitsleistung Anerkennung zollen. Time is money — scheint sein Wahlspruch, Zeit ist Geld. Erst hat er, an einer Stelle, wo die Rinde hohl lag, ein Loch ausgemeißelt, groß genug, daß ein Kiefernzapfen herein ging. Die Stücke setzten nur so am blauen Himmel hin. „Kig — tam ta tam, drauf und dran!“ Man bekommt's im Genick beim bloßen Zusehn.

Den ganzen lieben goldenen Herbstnachmittag wird keine Ruhe. Hin und wieder ist einen Atemzug lang Stille — länger nicht. Hin und wieder fährt der Schnabel durch den Rock — all right. Oder man schaut, dummklug mit Clowns Allüren dem Zapfen nach, der sich eben, halb ausgefressen, zum Boden überstürzt.

Wozu das fleckig-getupfte Gewand gerade die rechte Toilette ist.

Dann aber wieder ans Geschäft! Der neue Zapfen steckt schon im Loch, der Spitzbube hat doch den alten nicht weggeworfen, eh' er den neuen geholt!

Immer ran! Wie ein Keil treibt das spitze, sich verbreiternde Werkzeug die Schuppen auseinander und die schwarzbraun glänzenden glatten Samenkerne verschwinden in Hast. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

\* \* \*

Allmählich düstert's im Walde. Was er noch an Vögeln hat, ist meist schon zu Bett gegangen, nur der Grünspecht ist noch wach und fliegt zwischen den Baumshatten.



R. Zimmermann.

Friedrichsmeer, Juni 1910.

Eben ausgeflogenes Buntspechtjunges, an Zweigen turnend.

Der Rotspecht will der Letzte nicht sein, auch wird's ihm zu still.

Er kragt den Baum herunter, man hört es weithin. Als ob das Eichhorn zu Bett ginge. Unten angekommen, zupft er noch verlegentlich an einem Mooshalm, der sich ihm groß und dunkel quer vor den Schnabel legt, pocht dann gewohnheitsmäßig automatenhaft noch eins an den Stamm.

Aber es wird nichts Rechtes mehr daraus, die Stille drückt ihn, und er schnurrt über die Lichtung weg mit hartem Flug seiner Schlafhöhle zu.

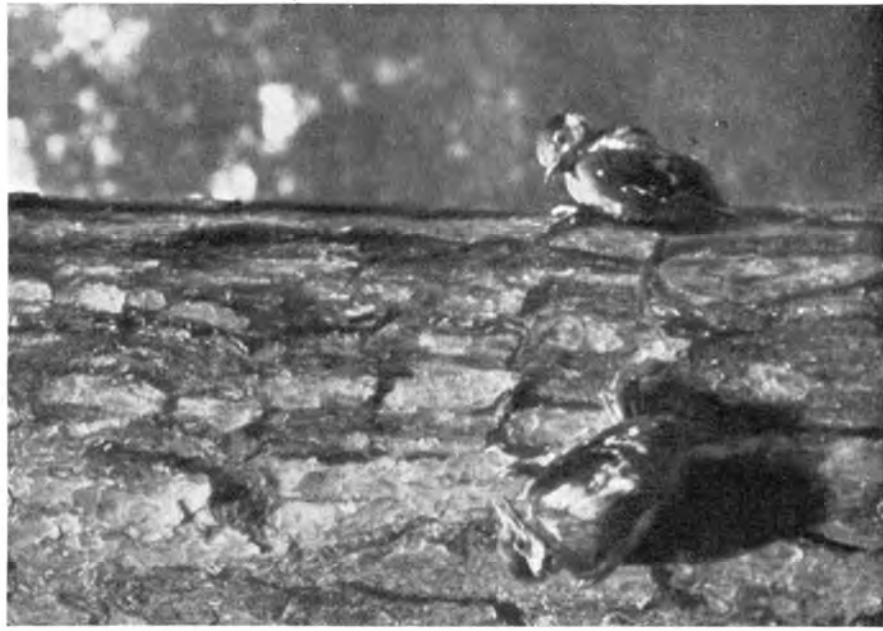
\* \* \*

Februar! Frühlingsvorspuk, heimlich-spöttische Sonne, Geistertreiben auf leeren Feldern. Ungenanntes, allen Bekanntes in der Luft, hinter jedem Busch ein Gesicht, überall Raunen und Flüstern. Und doch kein Ton. Und die Welt noch ausgeräumt vom vorigen Herbst.

Narrenmonat.

In der Stadt drin feiern sie jetzt Fastnacht.

Und keiner ihrer bunten Aufzüge ist so bunt wie die Taumelzüge über braune, leere Felder draußen. Man muß sie nur sehn! Trunken schwanken zwischen Baumgerippen auf Modergrund. Und das Geisterlachen hören, das tonlose Reden. Sehn, wie die Frage um die Waldecke verschwindet.



*Hesselt.*

*Wageningen, Juli 1908.*  
Junge Buntpechte, an einem Stamm hängend.



*Stephansky.*

*Tillowitz, Juni 1909.*  
Junge Buntpechte, im Nestloch kletternd.



M. Steckel.

Großer Buntspecht, Insekten fuchend.

Rossitten, September 1909.

Ohne Gesicht, mit allen Gesichtern – Erdgesicht!

Im Walde geht ein Läuten. Ein leises, lachendes, vieltimmiges Läuten. Und dem voraus ein einsilbig vergnügtes klick, klick in Zwischenräumen wie eine Narrentrompete vorangetragen. Es ist der Buntspecht schwarz-weiß getupft, das rote Abzeichen am Hinterkopf. Es ist der lustige Mann mit seinen Akrobaten und Musikanten. Die folgen ihm überall: Blau- und Tannenmeisen mit dem Triangel und Schwanzmeisen, die Trapezkünstler – ein Baumläufer ist auch dabei.

So ziehen sie durch den Wald mit ihrer Kunst.

Und hinter dem Stamm hervor lacht ihnen der Waldschratt nach. Den weckte der Duft, der von den Feldern aufstieg so brünstig lau. –

Wo der Specht hinkommt mit seinem Zug, wird der Wald licht. Das tun die Meisen, die schlagen so hell ihr Instrument, wie die jüngsten Sonnenstrahlen um das alte Tannengrün spielen.

Und dazu produzieren sie sich schwebend am freien Reck.

Kopfunter an schaukelnden Zweigspitzen hängen sie gaukelnd, das metallschimmernde Künstlergewand blüht in der Sonne.

Wo der Rote ist mit seinem Trupp, da wird der Wald wach.

Das prinzipliche Eichhorn kommt hoch oben im Baum aus dem Haus mit spitzen Ohren, die Elster wird medisant.



K. Zimmermann.

Friedrichsmeer, Juni 1910.  
Junge Buntspechte, die Nisthöhle verlassen.



Stephansky.

Tillowitz, Juni 1909.  
Junge Buntspechte, beim Nistloch Kletterübungen machend.



*Stephansky.*

*Tillowitz, Juli 1908.*

Großer Buntspecht in einem Baumspalt (Kiefer), 20 cm über dem Boden, brütend.

Denn jetzt sind die Schwanzmeisen an der Reihe, denen tut's keiner gleich. Da liegt's schon im Blut! Wie das turnt und balanciert, auf – ab!

Ja, ja! Leichtes Volk.

Wo der Buntspecht anklopft, da tut sich's auf. Er ist kein Freund brotloser Künste. Sein Schnabel horcht die Bäume an und öffnet verborgene Nahrungsquellen. Er weiß, wo der Splintkäfer sitzt und kennt den Muttergang, den das Weibchen des Borkenkäfers in den Stamm führt, um ihre Eier abzulegen. Sein Schnabel kann überall hin. Und wenn er vorn am Stamm gearbeitet hat, so kraht er rasch nach hinten, damit ihm das Geziefer nicht entkommt.

Da lernt sich was dabei und fällt auch was ab.

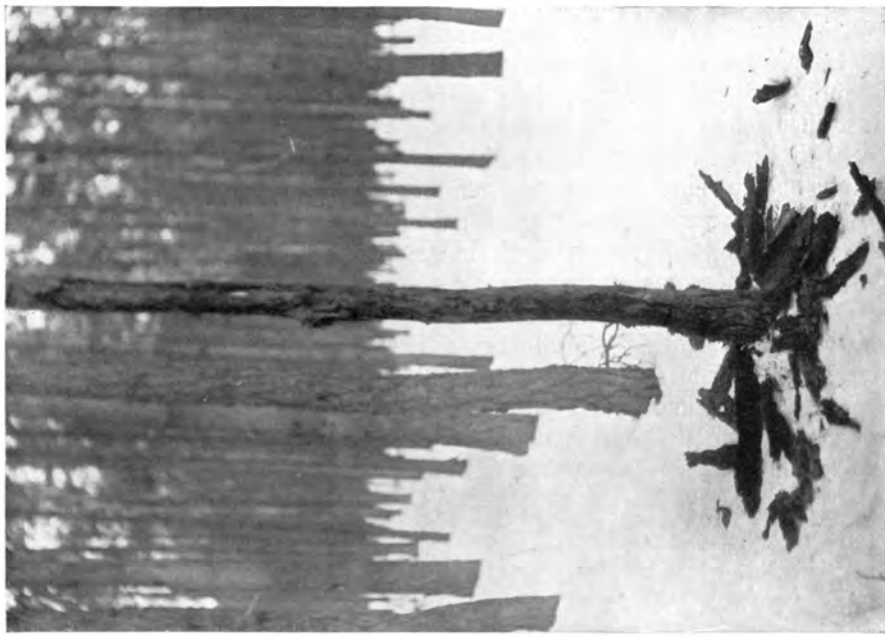
Was Meise und Baumläufer heißt, hält sich drum im Winter zu ihm. Daher die Künstlergenossenschaft. Auf praktischer Grundlage.

Man kann nicht sagen, daß der Specht sich um sein Gefolge kümmert. Er bleibt auch da Amerikaner. Aber die kleinen Leute tun ihm keinen Abbruch oder Schaden, er ist bloß ihr Wegmacher und Anführer.

Und im Frühling löst sich die Gesellschaft ohnehin auf.

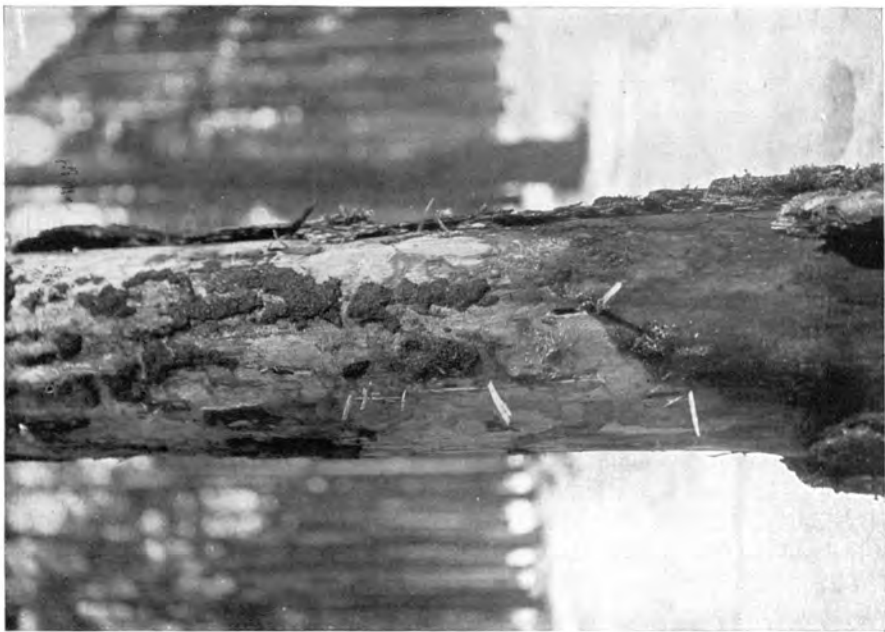
Es kommt dann die stille Zeit, wo keiner im Wald vom andern wissen will, außer vom Liebchen. Die stille, laute Zeit. Da zeigt sich der Specht als Meister am Klyphon.





*Stephansky.*

Kiefernstangen, die der Specht nach Earven abgehucht.



*Tillemits, März 1909.*

Kiefernstamm mit Earvenlöchern eines Bockkäfers, vom Specht abgehucht.

Großer Buntspecht.

Wäre nur die Konkurrenz nicht!

Jeden Morgen, kaum hat der Rotspecht sein Podium auf der alten Eiche bestiegen, kommt ein zweiter, der sucht sich den Sack gegenüber aus. Und dann wird gearbeitet. Der eine stimmt auf örrr, der andere auf errr. Wer's am schnellsten kann! Die Schnäbel trommeln und zittern, es ist das reine Akrobatenkunststück. Jedenfalls mehr Kunstfertigkeit als Kunst. Viel Lärm, ein bißchen amerikanisch das Ganze, grotesker Humor ohne viel Seele.

Je nun, jeder wie ihm der Schnabel gewachsen! Die Nachtigall sehnt und singt sich ihre Liebe her, der Specht muß sie sich ertrommeln.

Und „sie“ will es gar nicht anders. Das läßt sich doch hören. Weit-hin hört man es durch den Wald.

Sie entschied sich für den auf örrr und die Verlobung wurde mit ge-bührendem Lärm gefeiert.

Dem alten Eichbaum blieben sie auch weiter treu.

Zwar hatte das Männchen erst ein Auge gehabt auf eine Birke, die weiß mit zartgrünem Behang unter den rauhen Kiefern stand. Die reizte seinen farbfrohen Sinn, wie ein Plakat und er haute sie an. Nachdem er aber seinen Schnabel erst da hineingesteckt hatte, kehrte er doch wieder zur Eiche zurück, die schon sein Arbeitspodium gewesen war. Spielte auf ihr des Morgens sein Instrument, sonnte sich flügelstnurrend mit seinem Weib auf ihrem Gipfel und legte ein paar Meter tiefer in einem toten Ast seine Höhle an wie einen Sack mit engem Eingangsloch. Dort hinein legte die Spechtin auf zarte Holzspäne ihre weißen Eier und Rotspecht half ihr beim Ausbrüten, ein echter gentleman.

Mit dem Musizieren war's nicht mehr viel in dieser Zeit. Zwar stieg er ab und zu auf einen der dürren Sacke oben und versuchte sich, aber time is money: die Geschäfte drängen. Den Jungen werden schon die Schnäbel hart, sie sitzen auf einem wagrechten Ast über der Bruthöhle, fünf Rotscheitel nebeneinander und schreien.

Denen zieht er die Holzmaden aus dem Versteck und die Eier der Nonne und des Kiefernmarkkäfers und bringt ihnen die Larve des Weidenbohrers.

Des Klopfens wird kein Ende.

Bald aber sind aus den fünf selbst tüchtige Zimmerleute geworden, die ziehn dahin und dorthin in die Laubwälder der Umgegend und haufen und hämmern wie sie's von den Alten kannten.

## Der Baumfalke.

Von Eberhard von Riesenthal.

Unbeweglich wie die sperrige, halbvertrocknete Fichte, auf deren stärksten Aste er aufgehakt hat, sitzt ein kleiner Raubvogel mit tiefeingezogenem Kopfe. Fast scheint es, als ob er schlief. Doch die großen, dunkelbraunen Augen sind keineswegs geschlossen, sondern beobachten unablässig nach dem freien Felde hin, wo im hellen Sonnenschein zahlreiche Kleinvögel sich tummeln.

Jetzt bewegt sich der Vogel, schüttelt sein Gefieder und streckt seinen dunklen Kopf mit dem scharf gebogenen, hellblauen Schnabel aus den Schultern, so daß der schwarze Bartstreifen unterhalb seines Auges sich deutlicher von den weißen Backenseiten abhebt. Es ist ein altes Baumfalkenweibchen, auch Lerchenfalke, Weißbacke genannt, und ähnelt in seinem Körperbau, insbesondere in seinem schnellen Fluge seinem größeren Artgenossen, dem Wanderfalken, sehr, daher er auch in einigen Gegenden der Kleine Wanderfalken genannt wird. Sein Oberkopf ist ganz dunkel bis zum Rücken herunter, reinweiß das Kinn, die Kehle und die Wangen; Brust und Bauch sind gelblichweiß mit dichten, schmalen, nach unten zu breiteren Schaftstrichen versehen. Nun lüftet unser Falke die langen, spitzzulaufenden Flügel, welche oberseits ganz dunkel, innen aber matt rötlich sind und viele graue Querflecken haben, legt sie wieder an den schlanken Leib, daß ihre Enden über den oben aschgrauen, unten rostroten Schwanz ragen, hebt unruhig bald den linken, bald den rechten Lauf hoch und steckt ihn tief unter die rostrote Hose. Nur die langen, gelben Zehen mit ihren glänzend schwarzen Krallen bleiben sichtbar. —

Aus der Ackerfurche erhebt sich eine Lerche. Trillernd will sie sich in die lustige Höhe schwingen — da erblickt sie ihren Erzfeind, den Baumfalken. Zur schützenden Erde herabzuflattern, ist es zu spät. So versucht sie eiligst dem Falken die Höhe abzugewinnen, emsig singend, als wollte sie damit die Angst in ihrem kleinen Herzen beschwichtigen. Doch der Lerchenfalke ist schneller.

Wie ein Pfeil, der vom sehnigen Bogen abschnellt, fliegt er heran. Im Nu hat er die Lerche überstiegen, stürzt schräg auf sie herab, die rauhen Fänge erfassen das Vögeldchen, die spitzen Krallen dringen wie Nadeln in den zuckenden Leib — — Jäh verstummt der Gesang, nur ein ängstliches Zwitschern läßt sich noch hören, dann verschwindet der Räuber mit seiner Beute. —

Lerchen sind unseres Falken Lieblingspeiße. Hartnäckig verfolgt der sonst so scheue Vogel diese kleinen Sänger, umkreist keck den suchenden Hühnerhund, um die auffliegenden Lerchen mit Gedankenschnelle zu schlagen, und unerschrocken stürmt er bis in die nächste Nähe des Menschen der Lerche nach, die sich nur zu retten vermag, indem sie sich in Todesangst vor die Füße des Landmanns oder unter die Hufe der ackernden Pferde wirft. Ist die Witterung ungünstig, im Felde nichts zu fangen, dann dringt er dreist in die Dorfstraße, um junge unerfahrene Mehlshwalben zu überrumpeln und ebenso schnell, wie er erschienen, auch wieder zu verschwinden.

Gleichwie der Wanderfalke fliegt auch der Baumfalke gewöhnlich niedrig über der Erde hin, als wolle er durch sein plötzliches Erscheinen die kleinen Sänger überraschen und zum Auffliegen verführen; denn das sich rechtzeitig duckende oder im hohen Grase verkriechende Vögeln kann er als echter „Edelfalke“ nicht greifen wie sein Verwandter, der Turmfalke. Er vermag nicht die hüpfende Maus zu fangen, und dennoch fand man in seinem Magen wiederholt Mäusereste. Wie kam er zu diesem Fraß?

Hungrig sitzt Weißbäckchen auf seinem Lauscherposten, der alten Weide. Auf den kahlen Feldern kein Insekt, kein Vogel läßt sich sehen. Da kommt mit leichtem Flügelschlag ein Turmfalke daher, im Fang eine Maus. Ohne Besinnen stürmt es auf den Rüttelfalken los und stößt so lange, bis dieser ihm die Beute überläßt.

Das Gefühl seiner außerordentlichen Fluggeschwindigkeit verleitet den Baumfalken vielfach, auf Vögel zu stoßen, die er gar nicht bewältigen könnte. So soll er zuweilen Brieftauben verfolgt haben, weshalb er schleunigt auf die Liste der Brieftaubenfeinde gesetzt wurde. Sehr mit Unrecht. Er kann wohl eine solche einholen und von ihrer Bahn absprenge; eine gesunde Taube zu schlagen, ist er jedoch zu schwach trotz aller gegenteiligen Behauptungen. —

Im weiten Luftmeer geben sich die flinken Schwalben sorglos der Jagd nach den verschiedensten Kerbtieren hin. Ihnen winkt reiche Beute. Hier gaukelt ein Schmetterling, dort brummt behaglich ein Käfer, surrt eine Fliege. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit werden diese Insekten von den gewandten Seglern im Fluge gefangen. Hier nimmt der weitgeöffnete Schnabel eine Fliege auf, dort eine Schnake oder Mücke. Blitzschnell wendet sich die Schwalbe im Fluge zur Erde, um die sitzenden Kerfe aufzuscheuchen — im nächsten Augenblicke schwebt und schwimmt sie hoch oben im Äther fast ohne Flügelschlag. Unermüdllich jagen sich diese Segler der Lüfte, mit ihrem weichen „Witt—Witt“ sich einander begrüßend. Doch plötzlich ertönt ein warnendes „Biwiß—Biwiß“. Eine alte Schwalbe hat den gefiederten Räuber noch rechtzeitig erblickt, der da am Wiesenrand entlang streicht. Sofort wird der Warnungsruf von allen Kleinvögeln aufgenommen;



*Stephanitzky.*

**Baumfalkweibchen, auf trockner Säfte am Rand einer Söhnung aufgehakt.**

*Tillrenter, Mai 1909.*

ein Geschrei, Gezeter und Gekreisch entsteht, daß die einzelnen Stimmen nicht mehr zu unterscheiden sind. Am Himmelsraum ist es wie ausgestorben. Der Feldspatz hat sich laut schimpfend ins dichteste Gebüsch versteckt; schleunigst ist ihm die Schwarzamsel gefolgt, auch der Buchfink mit seinem lustigen „Pink – Pink – Pink“ ist verschwunden, und keine Gewalt brächte in dem Binzenbusch die sonst so unruhige Starenschar zum Auffliegen. Die Mehl- oder Hauschwalben aber sammelten sich sogleich zum Schwarm und eilten unter lautem Geschrei von dannen. —

Nur die größeren und schnelleren Rauchschwalben dort am Gehöft fürchten sich nicht; wütend stürzen sie sich in dichten Scharen auf den Falken, der sich erkühnte, in die Nähe ihrer Brutstätten zu kommen. Immer dichter umringen und immer heftiger bedrängen sie ihn, bis er ganz verwirrt von ihrem ohrenbetäubenden „Biwiß – Biwiß – dewillik – dewillik“ das Feld räumt. Aber solche Angriffe wagen sie nur in größerer Anzahl; eine einzelne Schwalbe würde sich der Baumfalke trotz ihrer Schnelligkeit bald fangen; jagt er doch selbst dem Pfeilschnellen Mauersegler nach, und freudig ertönt sein helles „Gick – Gick – Gick“, wenn er ihn überholt hat. —

Erfolgreicher ist natürlich die Jagd auf die fluggewandten Schwalben zu zweien, also mit dem Weibchen zusammen. Solange dieses noch nicht durch das Brutgeschäft am Horste gebunden ist, jagen beide Falken stets gemeinschaftlich.

Dort am Rande des Feldgehölzes sitzt das Pärchen einträchtiglich nebeneinander auf der breitästigen Buche. Kaum sind die beiden voneinander zu unterscheiden; nur etwas größer — wie bei allen Raubvögeln — ist das Weibchen, auf seiner Oberseite dunkler gefärbt und an der Brust gröber und dichter gefleckt.

Da kommt wiegenden Fluges eine Mehlchwalbe daher. Wie auf Kommando stürmen beide Falken auf die Ahnungslose, sie sogleich in die Mitte nehmend, damit sie nicht entweichen kann. Und nun beginnt eine wilde Jagd, ein stetes Verfolgen und Entfliehen, ein jähes Herabstoßen und blitzschnelles Ausweichen. Welch herrliches Flugbild! Bald ist das Männchen über der Schwalbe, bald das Weibchen, um von oben auf den in wilder Fahrt dahinsausenden Segler zu stoßen. Zwar weiß dieser durch geschickte Wendungen und Schwenkungen dem Stoß wiederholt auszuweichen und wird somit nicht so leicht zur Beute wie die ängstlich flatternde Lerche oder die ungeschickte Amsel, doch erlahmt selbst dieser schnelle Vogel allmählich unter den fortwährenden Angriffen der zähen Gegner. Fast scheint es, als ob ihr Opfer doch noch das schützende Dach des nicht mehr fernen Gehöftes erreichen würde, da glückt es dem Weibchen, die Schwalbe zu fassen. —

Sogleich stürmt das Männchen herbei, sich seinen Anteil an der Beute zu sichern; doch das kräftigere Weibchen ist nicht gewillt, halbpant zu



machen. Zänkiſch wie die beiden kleinen Kaufbolde ſind, entſteht nun eine regelrechte Balgerei; die noch lebende Schwalbe wird fallen gelassen, und nicht ſelten gelingt es dieſer noch im letzten Augenblick, dem Verderben zu entrinnen, die nahe Deckung zu erreichen.

Aber abgesehen von ſolchen kleinen ehelichen Plänkeleien, leben unſere beiden Baumfalken ſehr friedlich miteinander und halten treu zuſammen, namentlich zur Brutzeit.

Und dieſe rückt immer näher. Schon iſt der Mai, in welchem der Lerchenfalke bei uns zu erſcheinen pflegt, verſtrichen; faſt alle kleinen Sänger haben bereits mit dem Brüten begonnen, in vielen Neſtern ſind die Jungen ſchon ausgeſchlüpft oder gar flügge. Auch im Horſte des Mäusebuſſard drüben im hohen Stangenholze ſind neulich vier Junge ausgefallen. Da wird es für unſer Falkenweibchen gleichfalls Zeit, ſich nach einer Brutſtätte umzuſehen. Eingehend werden die in ſeinem Revier liegenden alten Krähenneſter einer Muſterung unterzogen; vielleicht genügt auch der alte Horſt vom vorigen Jahre, der hübsch verſteckt am Bergabhänge auf der etwa 20 m hohen Kiefer ſteht und ſo bequeme Überſicht über das Jagdgebiet geſtattet. —

Viele Umſtände werden bei der Inſtandſetzung des Horſtes nicht gemacht: das Männchen holt einige dünne Reiſer und etwas Flechten herbei zum Ausfüllen der Löcher, das Weibchen polſtert das Innere mit Borſten, Haaren u. dergl. aus, und fertig iſt die etwas licherlich ausſehende Kinderſtube.

Mitte Juni, zuweilen noch ſpäter, liegen drei bis vier ſchmutzig weiße, bräunlich beſprüzte und beſleckte Eier im Horſt, welche denen der Turmfalken ſehr ähnlich, jedoch etwas größer (41:33 mm) ſind und einen etwas gelblicheren Farbenton haben.

Drei Wochen brütet das Weibchen und wird vom Gatten getreulich geſüttert und bewacht. Vor dieſen ſtreitluſtigen Falken haben ſelbſt die Krähen Reſpekt; ſie ſind beim Horſte des Baumfalken viel weniger zudringlich als bei dem des Turmfalken. Das weiß auch die ſcheue Ringeltaube ſich zunutze zu machen; ſie baut mit Vorliebe ihr Neſt ganz in der Nähe des Horſtes unſeres Baumfalkenpaares.

\* \* \*

Längſt ſchon kündete ein rötlicher Streifen im Oſten den kommenden Tag an; mit jeder Minute faſt verbreiterte er ſich, bis endlich das Tagesgeſtirn ſich durch den wallenden Morgennebel ſiegreich durchringt und die taufrischen Gräſer und Blätter trocknet. Die Natur iſt erwacht. Wo eben noch tieſte Stille herrſchte, erklingt jezt der freudige Geſang unſerer geſiederten Sänger.



*Stephansky.*

*Tillowitz, Mai 1909.*

Baumfalkmännchen, auf der Spitze einer Tanne aufgehakt.

Von der höchsten Spitze der Rotbuche flötet die Amsel ihr Morgenlied, aus dem grünen Busch ruft die Drossel, und der Buchfink schmettert von dem Zweige der Linde herab immer von neuem seine einfache Strophe. Auch die Grasmücke hat ausgeträumt und zwitschert leise ihr Liedchen, und schlägt dort aus dem wogenden Kornfelde her nicht die Wachtel? Überall freudiges Erwachen, nur unser Baumfalkenpärchen schläft noch. —

Da endlich regt sich das Männchen, reckt und dehnt sich, schüttelt sich den Schlaf aus den Gliedern und begrüßt vom nahen Schlafbaum aus mit sanftem „Gäth—Gäth“ das brütende Weibchen. Dann streicht es zwischen den Stämmen hindurch nach dem Felde, ohne erst an das Ordnen seines Kleides zu denken, als ob er sich schämte, der Langschläfer. Auf dem Erdhügel wird aufgeblickt, das Gefieder zurecht gezupft und sich gehörig gesonnt, bis der Magen sein Recht verlangt. Wie gerufen kommt hier eine dicke Heuschrecke angeschwirrt, dort ein Käfer, und am nahen Teich in der Wiese gaukeln zahllose Libellen umher. Die Wasserjungfern sind ihm ein

Leckerbissen; stundenlang, bis in die späte Abenddämmerung hinein, jagt er ihnen nach. Auswahl ist reichlich vorhanden. —

\* \* \*

Zwei Junge sind den Eischalen glücklich entschlüpft, das dritte Ei war verdorben über Bord geworfen. Mit Raupen und Schmetterlingen, Käfern, Libellen und später mit Jungvögeln werden sie großgezogen und von den Eltern ängstlich bewacht. Denn allerlei verdächtige Gesellen benutzen zu gern die kurze Abwesenheit der Alten, sich an den Jungen zu vergreifen. Nur mit vereinten Kräften gelang es neulich dem Falkenpaar, den heranschleichenden Baumrarder zu vertreiben, das freche Sperbermännchen aber wurde erwürgt und verächtlich beiseite geworfen. —

Das helle Dunenkleid ist dunkler geworden, und als die kleinen Schwungfedern länger und die Federchen immer zahlreicher werden, da wird der Horst auch zu eng. Dicht aneinander gedrängt sitzt Brüderchen und Schwesterchen auf dem nahen Aste und sehen verwundert durch das Stangenholz hindurch über die weite Wiese hin, wo allerlei Käfer, Heuschrecken und Schmetterlinge im Sonnenschein umherschwirren. Da hält es sie eines Tages nicht mehr; flatternd folgen sie den Eltern, haschen die auf den Grashalmen sitzenden Heuschrecken und üben sich in der Jagd auf die fliegenden Käfer. Aber lange noch dauert es, bis sie ein Jungvögeln greifen können.

Im September, wenn die Sonne schon wieder kürzere Bahnen am Himmelsgewölbe zieht, dann eilen die gegen Kälte sehr empfindlichen Baumfalken gegen Süden übers Meer nach Afrika oder nach dem sagenreichen Indien.



*R. B. Lodge.*

Baumfalk, ruhend.

*Rumänien, Mai 1906.*

## Die Schwanzmeise.

Von Else Soffel.

Seit Tagen entwischt die sechzehnjährige junge Durchlaucht regelmäßig ihrer Gouvernante, dem hochgeborenen Fräulein Von und Zu bei Gelegenheit des morgendlichen Spaziergangs im Park. Mit einem raschen „Bitte, warten Sie nicht auf mich, liebstes Fräulein, ich komme gleich nach“ ist sie weg und das Fräulein Von und Zu kann sich dann vor dem Schloß die Beine in den Leib stehen oder wie eine Glucke ängstlich die Wege absuchen, und dabei überlegen, was die unbegreifliche Durchlaucht heute wieder anstellen wird: mit den schmutzigen Dorfkindern über das schmiedeeiserne Gitter weg Ball werfen oder mit dem Gärtnerburschen die Büsche nach neuen Vogelneestern absuchen?

Die läuft unterdessen auf Wegen, die der andern zartbeschuhter Fuß niemals betreten, nach einem abgelegenen Teil des Parks und wirft sich dort, dicht vor einer dunklen, bis zur Wurzel bewachsenen Fichte ins Gras, das Gesicht mit dem Ausdruck erwartungsvoller Andacht dem Baum zugekehrt, in dessen Zweigen es von dünnen Vogelstimmen piept. Sie muß nicht lange warten. Die Stimmen im Baum verstummen, die hängenden Zweige geraten in leises Schwanken, teilen sich und ein Vögeltchen, dem ein langer Schwanz in den Körper gesteckt scheint wie ein Pfannenstiel oder wie die Federn dem Federball, schnurrt heraus und in zuckendem, hüpfendem Flug nach dem Schwarzdorn hinüber jenseit des Parks. Ein zweites ihm nach, dem aber der lange Schwanz sonderbar nach der Seite verbogen war. Und nun sah die junge Durchlaucht etwas, worüber sie sich erst den Kopf zerbrach, was sie aber dann plötzlich nicht länger auf der Erde litt: durch eine kleine Lücke im dichten Grün sah sie ein Ding, das aussah wie ein Zeiger, ein schmales, langes, dunkles Ding, das leise auf und nieder ging wie ein Perpendikel.

Als sie näher zusah, wurden es mehrere dieser Dinger, die taktmäßig sich bewegten, als atmeten sie.

Sie sprang vom Boden auf, langte in die Fichte und berührte einen dieser Zeiger, fuhr jedoch erschrocken zurück: er zuckte heftig und in dem heutel förmigen, weißgrau überzogenen Nest piepte es —

Kein Zweifel: den jungen Schwanzmeisen war das Nest zu eng geworden und sie hatten es an einer Stelle durchgebohrt, es waren ja so viele!

Die Gouvernante aber hatte heute wieder einmal Gelegenheit, betrübliche Betrachtungen anzustellen über die Erziehung von Fürstentöchtern.



O. Graham.

Yorkshire (England), Juni 1904.

Schwanzmeise beim Füttern ihrer Jungen.

Denn als der Fürst bei Tisch an seine Tochter eine Frage über ihre Unterrichtsstunden richtete, bekam er die sonderbare Antwort: „Fünfzehn, Papa, und denk dir nur, sie stecken schon die Schwänze durch!“

\*

\*

\*

So war es auch: so dick der Boden des Nestes gewebt war, dicker als die Wände, weil er hauptsächlich den Druck der kleinen Geschöpfe auszuhalten hatte, bei dem ewigen Stoßen und Drängen — die Gesellschaft gab ja keine Ruhe — war er dünn geworden an einer Stelle, durch die nun das Leben zu Tag drängte, einstweilen in Gestalt einiger platzraubender Schwänze. So hing dies lächerliche, aber rührende Wunder eines Nestes nur von einigen Sichtenzweigen gedeckt im leuchtenden Frühling zwischen Himmel und Erde.

Seid ruhig, kleine Schwanzmeisen — die junge Durchlaucht hält ihre Hand über euch!

Ob es nun gerade fünfzehn Junge waren, ist nicht gesagt. Die Fürstin vermutete es wohl, weil ihr einmal ein verlassenes Schwanzmeisennest ge-

bracht worden war, in dem fünfzehn Eier lagen. Aber viel weniger sind es sicher nicht gewesen.

Das Nest wäre übrigens kaum von einem Menschen entdeckt worden, erst die zuckenden Schwänze verrieten es jetzt und auch die junge Durchlaucht wäre nie dahinter gekommen, hätte sie nicht vor einiger Zeit täglich und heimlich den Alten beim Bauen zugehört.

Mußte sie doch später oft erst danach suchen, so genau sie die Stelle kannte!

Dicht am Stamm saß es, der Boden gestützt durch einen vom Stamm wagemrecht weggehenden kleinen Ast und das Ganze weißlich grau überrieselt, wie der alte flechtenbehangene Baum selbst, der auch Baumaterial dazu hatte liefern müssen, wie die heimliche Beobachterin deutlich sah.

Die Alten flogen immer zusammen — bauen aber tat nur eines, das andere saß unterdes in der Nähe und sah zu, bückte und beugte das runde weiße Köpfchen von seinem Sitz herab, warf den langen Stielschwanz in die Höhe, daß er im Eck zum Körper stand und öffnete den halbversteckten Schnabel zu einem zirpenden, weichlichen Gesang, der beinahe zimperlich klang zu der hellen, harten Fröhlichkeit anderer Meisen.

Von einer ängstlichen Lieblichkeit waren die beiden. So lustig und kühn es auch aussah, wenn sie wie abgeschossene Bolzen durch die Luft ankamen und hoch in den Ulmen stecken blieben, von dem Stahl der Kohlmeise, der tapferen kleinen Tannenmeise war nichts in ihrem Wesen.

Und nichts von dem munteren Alarm der Sumpfmeise in ihrem Lockton. Aber das helle tih — tih und das hohe ziri paßte gut zu ihrem eleganten, langgeschwänzten Äußeren, so gut wie der klingende, scharf angeschlagene Triangelton zu dem kurz angebundenen Wesen der Nonnenmeise.

Alles in allem gaben sich die Schwanzmeisen ein wenig weichlich neben den robusten tüchtigen Waldmeisen.

Schon die Elster oder der Häher konnte ihnen einen Todeschreck einjagen, oder der Würger, wenn er einmal draußen auf einem Pfahl, einer Dornhecke saß oder gar bis zu dem Zaun herüberkam, der an der Fichten- seite den Park gegen den Wald abschloß. Was Wunder auch, wenn man Schwanzmeisengewicht hat und ein Körperchen, an dem das lockere, weiche Federkleid die Hauptsache ausmacht!

Auch der kleine Schnabel ist mehr zum Kosen als zum Beißen geschickt. Drum ließen die beiden auch all den schönen Tannensamen, den sie beim Nest in so reicher Fülle hatten und weswegen die andern Meisen herüberkamen und schnurrten hinüber nach den Schlehen am Waldrand, den Kirsch- und Pflaumenbäumen in den Dorfgärten. Dort war der Blattroller an der Arbeit und legte seine Eier ab, der Pflaumenbohrer benagte Knospen und Triebe, Zangen- und Rüsselkäfer gab es da und die Puppen der Wickler





*R. Kearton.*

Schwarzbraunige Schwanzmeiße am Nest.

*Hertfordshire, Mai 1898.*

zwischen den zusammengezogenen Blättern. Das und die Eier der Schmetterlinge, kleine weiche Räumchen und Larven war Nahrung nach ihrem Schnabel, die sie ganz verschlucken konnten, ohne sie erst zwischen den Füßen zu zerzupfen wie die Verwandten. Sie brachten auch die Jungen damit hoch und als diese sich selber durchbringen konnten, fanden die Alten ein weites Baumloch, was ihnen gefiel und richteten dort in Eile ein schlechtes Nest für die zweite Brut. Es war jetzt Juni. Die Akazien im Park waren im Abblühen, der Jasmin duftete und der Wasserjungferstrauch trug sein zierliches Gehänge. Alle Nacht kam der Schwärmer zu dem Heißblatt am Gartenhaus, hinter dem Park am Weiher standen die gelben Schwertlilien und vor dem Schloß brach der Gärtner täglich frische Rosen zur Tafel. Es wurde schon still und heiß. Der Nadelwald fing an, in den Park herüber zu duften und die Schwanzmeisen flogen täglich zu einem kleinen Rinnsal, draußen bei den längst grün gewordenen Schlehen, um zu trinken und zu baden.

Schon hatten zwei der Jungen die weiße glanzlose Schale gesprengt und die andern waren nahe daran, da entdeckte der Häher das Nest und da ihn eben so etwas wie Langeweile plagte, so zertrümmerte er die Eier und zerzupfte die Jungen, als ob es Heuschrecken wären. Die Alten fanden ihn noch dabei, als sie zurückkehrten und ihr Geschrei zeigte den übrigen Vögeln das Unglück an. Sie sind dann von da weggezogen und die Sichte stand wieder allein, denn auch die kleine Durchlaucht kam nicht mehr, und die Sichte konnte darüber nachdenken, wie es mit aller Liebe beschaffen sei.

Die Schwanzmeisen kamen wohl hin und wieder herüber, wenn sie aber kamen, so waren sie nicht bei der Sichte, sondern meist in den hohen Kronen der Ulmen und Linden, in denen sie ein Stück weit zogen. Sie waren auch noch gerne in der Nähe der Schlehenhecken und des Wassers und drüben in den Baumgärten des Dorfes, wo heuer in jeder Zwetschge ein Wurm saß. Es war schon die Herbstunruhe in sie gekommen und sie waren dort und da, am liebsten aber zogen sie ein Stück in den Kronen der Alleeebäume, vom Wald gegen die Häuser und zurück oder in den Linden und Ulmengängen des Parks, wo niemand mehr auf sie achtete.

Sie waren jetzt viele, Familienangehörige und Verwandte, denn auch die Rosenmeise hielt sich zu ihnen, die vom Norden gekommen war und allerlei anderes zartes und leichtes Volk. An manchem Herbstmorgen hörte man ihr leises zit-zit und ihr helles ziri-ziri hoch in der Höhe und gewahrte sie turnend und balancierend über sich und dann waren sie wieder verschwunden, wie der Sommer gegangen war, die kleine Durchlaucht und der Wind, der heute schwieg und morgen die Ulmen stöhnen machte und endlich in Winterfrost und Kälte erstarb.

## Der Mauersegler.

Von Hermann Löns.

Alle waren sie schon vom Süden zurück, die kleinen Sänger und die großen Rufer.

In allen Wäldern schlugen die Sinken, pfliffen die Stare, flöteten die Drosseln, riefen die Tauben; die Rauchschwalben zwitscherten über den Dächern, auf den Wiesen stetzte der Storch und über ihnen gaukelte der Kiebitz.

Als Spatz, Amsel, Kohlmeise und Star schon fütterten, erschienen erst die zartesten Sänger; der Waldschwirrer belebte den hellgrünen Buchenwald, der Spottvogel den blühenden Garten, die Rohrdrossel das Ufer; auf den Viehweiden tauchte die Kuhstelze auf; der bunte Gartenrotschwanz sang vor seinem Brutloche im Garten, der Trauerfliegenschwapper brachte neue Farben und Töne in den Wald, im Erlengebüsche schlug die Nachtigall, am Flußufer erklang das Geschwätz der Uferschwalben und aus dem tiefen Walde das Geläute des Kuckucks.

War aber auch bei Sonnenaufgang das Konzert noch so vielstimmig, sang es auch den Tag über aus allen Büschen und klang es bis in den späten Abend hinein von jedem Wipfel, belebten Rauch- und Hauschwalben auch die Luft über der alten Stadt, einer fehlte noch, der schnellste Flieger von allen, der lauteste Schreihaß, der größte Fresser, der Mauersegler.

In den Ländern um das Mittelmeer, über den Wellen des Niles, in den Steppen Asiens und Afrikas jagte er noch, wo keine Spätfröste ihm die Nahrung schmälerten. Mochte es droben in Deutschland auch längst schon Frühling sein, schien die Sonne dort auch noch so schön, flog seine Beute, winziges Geziefer jeglicher Art, dort auch noch so dicht, er ließ sich noch Zeit mit der Rückreise.

Denn nicht als Heimat galt ihm das deutsche Land; mochte er auch vor Jahrhunderten dort eingewandert sein, von den Klippengebieten der Länder um das Mittelmeer erst sich das Alpengebiet erobernd, wo sein riesenhafter Vetter, der Alpensegler, über den Gletschern und Firnen jagte, dann weiterdringend in das Bergland und von da in das Hügelgelände und endlich sich auch die Ebene erobernd, in der der Mensch ihm künstliche Klippen, die Häuser, künstliche Gebirge, die Ortschaften, schuf.

Vor grauen Zeiten, als ganz Vorderasien und Nordafrika ein einziges Kornfeld, ein geschlossener Gemüsegarten war, drängte es den Segler nicht zum Norden; aber als endlose Kriege aus den Kornfeldern Wüsten, aus den Gemüsegärten Einöden schufen, so daß die kleinen Kerse, mit denen



*Stephainsky.*

### Fliegender Segler.

*Igrus, Juni 1910.*

er seinen Magen füllt, abnahmen, da mußte er zum Norden hin, wo eine neue Kultur aufblühte; er überflog das Mittelmeer, drang über die Alpen.

Eines Tages erscholl ein heiseres Kreischen über der Spitze des Kirchturmes, vor dessen Lugloch der Wächter hinausspähte, ob nicht feindliche Haufen sich näherten. Erstaunt blickte der Mann über sich; zwei Vögel, die er noch nie gesehen und gehört hatte, fast wie Schwalben aussehend aber viel größer, schossen mit gewaltiger Geschwindigkeit um den Turm.

Jeden zweiten Sonntag wurde der Wächter abgelöst, und dann ging er rund um die Stadtmauer, besuchte dann die Mette und kehrte schließlich in der Schenke ein, um bei einem Trunke einfachen Bieres ein Stündchen zu verplaudern. Die Zeiten waren unsicher und aus allen möglichen Zeichen deuteten die Leute eine böse Zukunft. Jener hatte abends feurige Männer in den Wolken gesehen, bei diesem hatte der Brei in der Speisekammer rotes Blut gewiesen, ein dritter erinnert daran, daß die Apfelbäume im Herbst noch einmal geblüht hatten und ein anderer sah es als einen übeln Vorspuk an, daß sich im Winter die Sterbevögel hatten sehen lassen.



*Stephansky.*

Flugbild des Mauerjeglers.

*Igrus, Juni 1910.*

Da erzählte der Türmer von den großen, schwarzen, schnellen Schwalben, die sein Lugaus umflogen und so heißhungerig geschrien hätten; die Männer tranken ihr Bier aus, traten auf die Straße und sahen nach dem Kirchturme, um dessen Turm die unheimlichen Schwalben hin und her strichen, schrecklich anzusehen und überaus grauslich zu vernehmen. Viele Leute kamen, hoch und gering, machten die Hälse lang und schauten hinauf, zwinkerten der Sonne wegen, nießten beträchtlich, schnäuzten sich mit den Fingern, runzelten die Stirnen, erhoben die Zeigefinger und tauschten ihre Meinung über das schlimme Geflügel aus, und der Ratschreiber vermerkte in seiner Chronika folgendermaßen: „Haben sich aber am ersten Maien am turme St. Aegidii gar grausamblich große und über die Maßen schnelle Vögel nach der Art der Schwalben blicken lassen, so gar erschrecklich schrien, daß die, so es vernahmen, sich baß verschraken. Seind diese hier unbekanntnen Vögel die pestschwaben, woraus zu schließen, daß des elends sobald noch kein Ende seyn wird.“

Ebenso, wie dort dem Türmer, ging es anderen Turmwächtern in den

Städten und auf den Burgen; hier und da tauchte ein Paar der schwarzen Riesenschwalben auf, erschreckte die Leute mit heiserem Schrei und schallendem Schwingenschlage, baute in irgend einer Mauerlücke sein Nest, brütete, zog seine Jungen auf, und als der August endete, verschwand es. Mit der Zeit war keine Burg, kein Kloster, keine Stadt ohne Segler; wo sich ein Turm erhob, da zog auch der Segler ein; das flache Land aber mied er, denn die niedrigen Häuser mit ihren Strohdächern gefielen ihm nicht, und heute noch gibt es in Deutschland Gegenden, wo kein Segler brütet, weil er keine künstlichen Klippen vorfindet. Aber je mehr das Strohdach verschwindet, je mehr das Ziegeldach zunimmt, um so stärker vermehrt er sich; ganz Europa hat er sich erobert, bis zum nördlichen Norwegen ist er vorgedrungen, und sein heiserer Jagdruf schrillt ebenso laut über den skandinavischen Fjorden wie über den Dächern der Großstadt, über den Kornfeldern Europas und in der turkmenischen Steppe. Denn er kann überall leben, wo reichlicher Pflanzenwuchs viel kleine Kerse ernährt und wo keine eisigen Luftströmungen den Aufstieg der winzigen Tierchen verhindern.

Darum ließ er sich mit der Rückreise nach Deutschland Zeit. Fühlt er, daß die Reise sich lohnt, so kann er bald dort sein, denn der Begriff der Entfernung ist ihm fremd. Die endlose Sahara, die weite Meeresflut, die anderen Vögeln eine gefährvolle Reise bieten, ein Kinderspiel sind sie für ihn. Brütet über dem Sande der Wüste eine entsetzliche Hitze, so steigt er so hoch, bis er in kühlere Luftschichten kommt, und erpäht er unter sich ein grünes Eiland in der toten Wüste, so läßt er sich hinabfallen und die Araber sehen erstaunt den vielen schwarzen Vögeln zu, die mit gellendem Geschreie die Dattelpalmen umfliegen und sich an den Tierchen sättigen, die dort schwirren.

Eine Viertelstunde darauf ist die wilde Schar verschwunden und lärmt nach einigen Stunden über dem Lager der Fremdenlegionäre, und der Wachtposten schaut sehnsüchtig den Schreihälsen nach, die der deutschen Heimat zufliegen, während der Mann mit dem Schnellader unter dem Arme weiß, daß er die Heimat, die er im Leichtsinne verließ, niemals mehr wiedersehen wird.

Die Segler aber eilen weiter. Eine Bora zerwühlt die Flut, zerpfeicht sie zu Schaum, ergreift ein griechisches Handelsschiff und schiebt es auf den Sand, daß die Planken zerkrachen. Die schwarzen Vögel heben sich über die stürmisch bewegte Luftschicht und senken sich erst wieder, als eine eisige Strömung ihnen entgegenweht. Die ganze Nacht fliegen sie, weichen dem Schneesturme aus, der um weiße Gipfel heult, und als der Morgen die Firnen mit Rosenschimmer übergießt, ergießen sich endlose Scharen von Turmschwalben über das frühlingegrüne Bergland, verteilen sich und hasten nordwärts.





*Stephainsky.*

*Igrus, Juni 1910.*

Junge Segler vor dem Ausfliegen, in einem Mauerloch eines Rohbaues.

Wenige Stunden hinterher sieht die Luft anders aus. Nicht mehr ist sie nur blau und weiß und sparsam von den schwarzen Kreuzchen, den Schwalben, gemustert; sie ist besät mit schwarzen Ankern, die unaufhörlich hin und her schießen, jetzt in schwindelnder Höhe, und gleich darauf, da Wolken die Sonne verhängen und eine kalte Luft mitbringen, stürzen sich die Segler fünfhundert Fuß tiefer, jagen dicht über den Dächern der Stadt und als auch da die Luft sich plötzlich abkühlt und das fliegende Geziefer zur Erde drängt, folgen ihnen ihre Mörder und jagen dicht über den grünen Feldern und den gelbgestickten Wiesen.

Aber die kalte Luft kommt auch dahin; der Himmel ist grau und der Kerbtierflug hat aufgehört. Plötzlich sind die Segler verschwunden; kein einziger ist mehr da; nirgendwo ertönt der heisere Ruf. Meilenweit entfernt von der Stadt ragt über dunkeln Fichtenwäldern eine kahle Bergplatte, von klobigen Steingebäuden gekrönt. Verärgerte Bergfahrer sitzen beim Frühstück. Sie wollten Aussicht haben, aber damit scheint es nichts zu

werden, denn der Himmel ist dicht verhangen und dichter Nebel treibt über die Kuppe und benetzt die Doppelfenster.

Da reißt der Nebel auseinander, beginnt zu wogen, fängt zu wirbeln an, die Wolken treten zurück, die Sonne lacht auf das Trümmerfeld und weckt die weißen Blumen, die blauverfroren ihre Blütenblätter geschlossen hielten. Alle die verärgerten Leutchen lassen Tassen und Teller im Stiche und ersteigen den Aussichtsturm; vor ihnen öffnet sich das Land, Ortschaften tauchen aus dem Nebel, bunte Gefilde werden sichtbar, Vogelgesang klettert zur Kuppe empor, die Luft blüht von lustig schwirrenden Silberpunkten.

Da, ein heiseres Geschrille, ein laut schallender Fittichschwung, noch einmal und abermals, ein Hin- und Herschießen düsterer Vögel. Die Segler sind es; vor zehn Minuten jagten sie dort unten im Tale, aber als eine schnelle Kältewelle die warme Luftschicht bergaufwärts trieb, folgen sie ihr und langten in demselben Augenblicke auf der Kuppe an, als die Luft dort an zu leben fing.

Anderthalb Stunden lang schweben sie über den Felstrümmern der Kuppe, über den im Maischnee schimmernden Geröllhalden, über den zvergigen Sichten, über den nassen Mooren und räumen fürchterlich auf unter den Rapskäfern, Kurzflüglern, Borkenkäfern, winzigen Mücken, Schlupfwespen und Fliegen, die die Luftwelle auf ihrem Hochzeitsfluge hierhin trug; in demselben Augenblicke aber, da die Wolken sich schließen und die Sonne zurücktritt, sind die Turmschwalben verschwunden und wenige Minuten später kreischen sie wieder über den Dächern der alten Stadt und morden alles, was in der Luft von kleinem Getiere lebt.

So spielt sich ihr Leben drei Monate lang ab, vom hellgrauen Morgen bis in den dunkelblauen Abend hinein, ein wildes Leben, dahingebracht in tollem Fluge. Das ganze bewußte Dasein wird in der Luft gelebt, und einzig allein die Nachtstunden, im hohen Sommer nur ganz wenige, verbringen die Segler sitzend in ihren Mauerspalt und Dachritzen und wo sie sonst ihr Nest haben, dieses liederliche, lumpige, verlauste Nest, in das sie Halme und Federn und Haare zusammenschleppten, die die Luft trug, denn niemals in seinem ganzen Leben läßt sich der Segler zur Erde herab, es sei denn, daß er beim Minnekampfe, mit dem Nebenbuhler ineinander verkrallt, vor Wut das Fliegen vergißt.

Er braucht zum Leben weiter nichts als die Luft und ein Mauerloch oder einen Starkasten. Kreischend und schreiend heßt das Männchen mit fünf, sechs anderen stundenlang hinter einem Weibchen her, bis jenes, das die größte Kraft und die meiste Frechheit aufweist, obsiegt. „Schnell, schnell!“ ist die Losung; schnell fliegen, schnell fressen, schnell lieben, schnell brüten. Nur vom ersten Mai bis zum letzten Juli dauert der Aufenthalt hier im



W. Wilson.

Skipton (Yorkshire), Juni 1906.

Segler, an einer Mauer ruhend.

deutschen Lande, dann geht es wieder dahin, wo der Löwe aus dem Uferschilfe brüllt und der Elefant krachend das Dickicht zertritt.

„Schnell, schnell, ein Mauerloch, es ist Zeit zum Brüten! Dieses hier paßt; es sitzt hoch über dem vierten Stock unter dem First. Zwar hat ein Spatz schon darin gebaut; um so besser! Heraus mit dir! Er will nicht. Ein Spatz hat einen dicken Schnabel, aber solche Krallen, wie wir, hat er nicht. Siehst du wohl! Wärest du freiwillig gegangen, dann säßest du jetzt nicht mit zerkrachter Brust und geknickten Schwingen unten im Hofe und würdest eine Beute der dreifarbigigen Katze, die langsam näher schleicht. Macht geht vor Recht und wer nicht hören will, muß fühlen.“

So machen sie es, die Segler; sie kennen nur ein Recht, das des Stärkeren. Auf dem Giebelbalken hat das Rotschwänzchen gebaut; es hat umsonst gearbeitet. Es krächzt und schimpft und flattert, aber das ist den



*Siegler.*

*Pforzheim, Juli 1908.*

Junger Mauersegler von dem Nest im Starenkasten  
abfliegend.

Seglern gleich; deshalb schießen sie doch herbei, häkeln sich an dem Balken fest, zerren einen Schnabel voll Federn heraus und fliegen mit dem Raube ab. Eine Stunde später ist das Nest verschwunden.

In dem Starkasten an der Wand hat sich der Star eingerichtet; drei Eier liegen darin. Das ist den Seglern ganz gleichgültig; kreischend umtoben sie das Nest, schlüpfen hinein, klammern sich an dem Starweibchen fest, balgen sich damit umher, bis es, angewidert von dem frechen Volk, Nest und Eier preisgibt.

Über dem Starkasten ist eine enge Mauerriße, die den Seglern ganz ausnehmend gefällt. Was macht es ihnen aus, daß der Fliegenschnäpper



A. Spengler.

Mauersegler. Alter Vogel an einem Hausgiebel anfliegend.

Rothöhle (Hans), Juli 1909.

dort brütet? „Brüte anderswo, hier ist unser Reich!“ Das Paar wird vertrieben, die nackten Jungen mit zähem Speichel überzogen und darauf werden Federn und Halme geleimt, bis die jungen Fliegen Schnapper erstickt sind, und seelenruhig legt auf dieses frische Grab das Seglerweibchen seine seltsam langen, weißen Eier und bringt über dem Gewimmel von Fliegenmaden und Lausfliegen seine Brut aus.

Sind die Jungen da, so wird das Leben noch wilder, und acht, neun Stunden muß der Tag dann haben, denn die zwei, drei Jungen sind immer hungrig, auch wenn ihnen eben erst der Kropf bis zum Plätzen gefüllt wurde. Und sie müssen so hungrig sein, denn sie müssen schnell wachsen, denn Ende Juli geht es über Land und Meer nach Afrika und wer bis dahin nicht fliegen kann, geht unter. Darum heraus aus dem Nest, ehe die Sonne da ist, denn vielerlei Nachtgeschmeiß fliegt noch über den Dächern, und gejagt, wenn die Sonne hoch steht, gejagt, wenn sie untergeht, und erst wieder hinein in das Nest, wenn es so dunkel ist, daß es zu dunkel für die Jagd wird. Und auch dann will sich das wilde Blut noch nicht beruhigen und eine Stunde lang noch zirpt und schrillt es aus dem Brutloche heraus.

Dann, mit einem Male, ist es, als hätten die Segler Zuzug erhalten. Sie haben es auch, aber nicht vom Norden kam er; die Brut ist flügge geworden und hat die verlausten Nesthöhlen verlassen. Überall sausen hinter den schmal-schwingigen Alten die breitflügeligen Jungvögel einher, heißer schrillend, bis die Alten ihnen mitten in der Luft die Kröpfe füllen. Jetzt sind sie hier; aber nun fällt es ihnen ein, daß über den Wiesen, wo die Sense rauscht, mehr zu finden ist, und plötzlich ergießt sich der Strom der schwarzen Vögel dorthin, wo braune Arme die Harkenstiele führen.

Den ganzen Tag schrillt und gestt es über den Wiesen, den anderen Tag aber nicht mehr. Auch über der Stadt ist es still, und bleibt es still. Die Segler sind verschwunden. Sie mögen jetzt schon in der Theißebene jagen, wenn nicht gar in Griechenland, und einen Tag später sehen die Fremdenlegionäre ihnen wieder nach und über der Wase in der arabischen Wüste ist plötzlich wieder dasselbe Gekreische und Gewimmel zwischen den Dattelpalmen, wie vor drei Monaten, nur stärker ist es noch, denn mit doppelten Scharen kamen die Segler zurück.



## Die Uferschwalbe.

Von Martin Braef.

Draußen vor dem Dorf, eine halbe Stunde weit flußabwärts, tritt eine Lehmwand ganz nahe ans Wasser heran; sie zwingt die Straße, das Ufer des Flusses zu verlassen, und nur ein Fußsteig zieht sich unter der Wand hin, dem Wanderer den Weg zu kürzen. Aber so schmal ist der Raum, daß bei jedem höheren Wasserstand der Pfad ungangbar wird. Dann glückt und rieselt das Wasser unmittelbar an dem Fuße der Lehmwand und gräbt Löcher hinein, daß von Zeit zu Zeit das lockere Material von der Höhe herabstürzt. Es scheint, als habe es der Fluß gerade auf diese Wand abgesehen, die ihm den Lauf vorschreibt, als wolle er sein eignes Werk zerstören, das er vor Jahrtausenden mühsam aufgebaut hat; denn immer weiter dringt er gegen die Wand vor.

Aber auch hoch über dem Wasserspiegel ist die Lehmwand durchlöchert, fast bis hinauf an den oberen Rand, wo von der Höhe niedriges Buschwerk wohl 30 oder 40 m tief auf die glitzernden Wellen hinabschaut. An manchen Stellen drängen sich die fast kreisrunden Löcher dicht aneinander, nur 30 cm eins vom andern entfernt; an anderen Partien treten sie spärlicher auf. Die untersten bleiben etwa 3 oder 4 m über der Talsohle; doch gibt's auch ein paar Ausnahmen, die bis zu der Tiefe von 2 m über dem Wasser vordringen. Mehr als hundert solcher Löcher zeigt hier die Lehmwand, und dort hinter dem Vorsprung finden sich noch mehr. Von Sanden und gröberem Kies wird der lehmige Boden in Streifen durchsetzt, und diese Bänder sind ziemlich frei von den seltsamen Löchern; aber gleich neben ihnen, oben und unten in dem weicheeren Lehm, häufen sich die Öffnungen an, daß die gelbliche Wand siebartig punktiert erscheint.

Hier ist das Heim der Uferschwalbe. Freilich, jetzt im Vorfrühling stehen die Wohnungen der kleinen Trogloditen noch leer. Am Ufer krächzende Krähen und über dem Wasser silberschimmernde Möwen mit ihrem klagenden Ruf; aber noch keine einzige Schwalbe.

Das ist dann ein anderes Bild, wenn Ende April oder Anfang Mai die Einquartierung aus dem fernen Süden gekommen ist, ein Bild fröhlichen Lebens! Denn hundert Pärchen und mehr wollen hier brüten, und jedes einzelne Vöglein hat ein gar munteres Wesen, allzeit zu Spiel und fröhlichem Necken bereit. Bald hastet's mit seinen winzigen Füßchen hier an der Steilwand, bald schlüpft es geschäftig in eins der unzähligen Löcher,



H. Rohrig.

Bei Freising (Oberbayern), August 1908.

Nisthöhlen der Uferschwalbe in einer Kiesgrube.

bald wirft es sich hinaus in die Luft und jagt über den Fluß, mit der Brust nicht selten die Wellen berührend, oder es schwingt sich auf die höchste Stelle der Wand und zwitschert von dort oben mit kleiner Stimme eine bescheidene Strophe herab. Immer geschäftig, stets in Gesellschaft, das Naturell unsrer Hauschwälbchen, und doch ganz anders. Die Uferschwalbe ist ein gar zartes Geschöpfchen, die kleinste aus der Verwandtschaft; besonders wenn sie in geduckter Haltung auf dem Boden oder auf einem blattlosen Ästchen sitzt, oder mit trippelndem Schritt auch einmal ein Stückchen zu Fuß geht, erscheint ihr Figürchen zierlich und winzig. Fliegt sie aber, so täuschen die langen, sichelförmigen Flügel, die im Sitzen noch 2–3 cm über das Ende des Schwanzes reichen, eine größere Gestalt vor. Mit den Hauschwalben ist sie gut freund, oft in ihrer Gesellschaft, wenn sie über dem Wasser die Mücken und Schnaken, die Fliegen und Motten im Flug fängt; aber der erste Blick schon genügt, die beiden Arten zu unterscheiden. Der Schwanz der kleineren Uferschwalbe besitzt keinen so tiefen Ausschnitt, und dem Gefieder fehlt das prächtige Stahlblau, das leuchtende Weiß, wodurch sich unser reizendes Haus-



*F. Sämunn.*

Uferschwalbe am Eingang zur Nesthöhle.

*Oderufer bei Fiddichow.*

schwälbchen so vorteilhaft auszeichnet. Duster rauchfahl bis mäusegrau die ganze Oberseite, auch der Bürzel; die Unterseite aber mehr oder weniger weiß, mit einem verwachsenen lichtgrauen Querbande zwischen Kehle und Brust. Dabei ist das Gefieder jetzt zur Feier der Rückkehr noch schöner als später; denn in der Winterherberge haben die Schwalben gemauert, und über dem Grau liegt nun ein matter, seidenartiger Glanz, freilich ein vergänglicher Schmuck, der bei der harten Erdarbeit und bei dem Aufenthalt in den Löchern der Lehmwand sehr bald verschwindet; auch reiben sich alle Federkanten stark ab, so daß gegen den Sommer hin das Gefieder jedes Reizes entbehrt.

Auch im Flug erreicht die Uferschwalbe nicht die Gewandtheit, nicht die reißende Schnelligkeit ihrer beiden Verwandten. Selten nur erhebt sie sich zu größerer Höhe, und wenn sie es auch prächtig versteht, schnell nach rechts oder links abzuschwenken, auf- und abwärts zu steigen, plötzlich den Flug zu hemmen, so tragen doch all ihre Bewegungen einen sanfteren Charakter, ja sie zeigen nicht selten etwas Schwankendes und Unsicheres, wie der Flug der Fledermäuse über dem Wasser oder der Weißlinge im Krautgarten.



*Stephansky.*

Uferschwalben an ihren Brutstätten.

*Mogwitz, Juli 1910.*

Aber Tatkraft und Energie besitzt das zarte Persönchen in sehr hohem Grade; das beweist es bei der Herstellung seiner Wohnung. Wie Eisvogel und Bienenfresser gräbt es tief in die Lehmwand den Stollen, in dessen Grund die Kleinen heranwachsen. Aber was für kräftige Vögel sind jene! Was gab dagegen Mutter Natur diesem Vöglein, die harte Arbeit des Bergmanns zu leisten? Wie klein und zart ist das Schnäblein! Gewiß, vorn außerordentlich spitzig, aber kaum länger als  $\frac{1}{2}$  cm — was will man mit solch einem Werkzeug! Und die Füßchen! die kleinsten Vogelfüßchen der Welt, nackt und winzig, dünnspitze Krallen an den schwächlichen Zehen! sind das Spaten zum Graben oder Wurfschaufeln, die gelockerte Erde beiseite zu schaffen? Und trotzdem, der kleine Vogel geht, sobald er zurückkommt, frisch an die Arbeit, wenn keine alte Höhlung ihm passend erscheint. Er darf ja nicht säumen; wie schnell sind drei Monde verstrichen, wie schnell kommt wieder der Abschied!

Männchen und Weibchen arbeiten abwechselnd, bisweilen aber sind sie auch gemeinsam in eifriger Tätigkeit, indem der eine Vogel das Material, das der andere im Innern mit Schnabel und Füßchen abgekratzt hat, bis



*Stephainsky.*

Flugbild der Uferschwabe.

*Mogwitz, Juli 1910.*

vor an den Ausgang der Röhre befördert. In 2 bis 3 Tagen ist die Arbeit getan, und mag der lehmige, meist etwas Sand führende Boden auch weich sein, in so kurzer Zeit eine Röhre von einem Meter Länge und einer lichten Weite von 6 oder 7 cm zu graben, ist bei dem wenig geeigneten Werkzeug keine Kleinigkeit. Nicht selten wird der halbvollendete Bau, der so aussichtsvoll schien, unterbrochen. Man sieht es ja nicht immer der Außenwand an, daß weiter innen grobkörnige Sande und Kiese lagern, die dem schwachen Vogelschnabel unüberwindlichen Widerstand leisten; mitunter mögen auch in der Nähe des oberen Randes der Lehmwand verfilzte Wurzeln von Strauchwerk, von Stauden und Gräsern ein weiteres Vordringen unmöglich machen. Der Vogel versucht es dann, über, unter oder neben dem Hindernis den Stollen weiter nach innen zu treiben, und gelegentlich mag solcher Eifer auch noch zum Ziele führen; aber wenn die kleinen Baumeister die Hoffnungslosigkeit ihres Unternehmens einsehen müssen, beginnen sie an anderer Stelle von neuem ihre Arbeit.

Häufig freilich bleibt ihnen alle Mühe erspart. Die meisten Löcher, die

9\*

in vergangenen Jahren dem Brutgeschäft dienten, sind ja noch in guter Verfassung und können von neuem benutzt werden, wenn sich nicht etwa Ungeziefel eingenistet hat, was sehr häufig vorkommt. Besonders unter den Vogellausfliegen haben diese Höhlenbewohner, wie alle Schwalben, sehr schwer zu leiden. Mitunter ist auch eine von der Wasserratte verlassene Röhre willkommen oder ein Loch in der Mauer, durch die man die Lehmwand an einer Stelle gestützt hat, und im äußersten Notfall, wenn sich gar nichts Besseres bietet, begnügt sich wohl auch einmal ein brutlustiges Pärchen mit irgendeiner natürlichen Felsenspalte; Höhlungen in Bäumen aber scheinen die Vögel stets zu verschmähen. Wenn irgend möglich, graben sie sich selbst ihre Wohnung und richten sie ein, wie es ihrem Bedürfnis entspricht. Es gibt Gänge, die führen nicht tiefer als 60 cm, daneben aber auch solche von 1, 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>, ja selbst 2 m Länge. Sie steigen nach innen etwas empor, daß der Regen nicht eindringen kann und erweitern sich am Ende zu einem backofenförmigen Brutraum. Dieser wird mit Stroh- und Grashalmen, zarten Würzeldchen, wohl auch mit Federn und Haaren ausgelegt, daß die Eier und später die Jungen auf einer warmen Matratze ruhen und mit dem kältenden Lehm Boden nicht in Berührung kommen. Gegen Ende Mai ist das Gelege vollzählig. Bald sind es vier, bald fünf oder sechs, mitunter auch sieben Eier, die in dem engen Raum liegen — es kommt wohl auf das Alter des Pärchens an; jüngere Vögel begnügen sich stets mit einer geringeren Zahl. Reinweiß sind die Eier, ohne alle Flecken und Striche, wie es sich für echte Höhlenbewohner schickt, deren Gelege keiner Schutzfarbe bedarf. Und so dünn und zerbrechlich ist die Kalkschale der winzigen Dinger, daß der rotgelbe Dotter durch die unbebrüteten Eier deutlich hindurchschimmert und die Sorgfalt eines Vögels dazu gehört, soll kein Unglück geschehen.

Das Weibchen brütet allein, doch wird es in dieser Zeit von seinem Gemahl mit den besten Lekturbissen gefüttert. Nur wenn sich die Sonne tagelang hinter grauen Wolken versteckt, wenn ohne Unterlaß der Landregen gegen die Lehmwand schlägt und der Wind den glatten Spiegel des Flusses zu Wellen kräuselt, kommt auch das Weibchen hervor; denn bei solch trübseeligem Wetter kann nicht ein Vogel für zwei hungrige Magen zugleich sorgen. In der Kolonie herrscht jetzt schwere Zeit. Glücklicherweise jedes Pärchen, dessen Kinder noch ungeboren in den Kalkhüllen schlummern; denn wo auch für sie Futter geschafft werden muß, steht es schlimm; aus Nahrungsmangel geht manche hoffnungsfreudige Brut ein. Einen traurigen Anblick gewähren die Uferschwalben in solch trübseeligen Tagen. Das fröhliche Zwitschern ist fast völlig verstummt; hier und dort flattert ein Vöglein an der tropfenden Wand, ein Insekt, eine Spinne mit dem Schnabel zu fassen, oder es sitzt im Eingang der Röhre und zupft und glättet an dem durchnähten Gefieder. Die meisten aber sind draußen über dem Fluß und laufen



in hastigem Flug ganz niedrig dahin. Selten erspäht ihr Auge ein Kerbtier; bei solchem Wetter wagt sich ja die kleine Insektengesellschaft nicht gern aus dem Hause, und hat man doch ab und zu eine Beute erwischt, ach, wie wenig ist's für den hungrigen Magen, wie wenig für die schreienden Kinder daheim! Wenn die Sonne, die alles belebende Sonne nicht bald die grauen Wolken durchbricht, ist selbst das Leben der Alten gefährdet. Mit welcher Freude wird da von den Schwälbchen der erste freundliche Sonnenblick wieder begrüßt! Nun hat's keine Not mehr; über dem Wasser wimmelt's schnell wieder von Schnaken und Mücken; das Federkleidchen trocknet gar bald; man setzt sich ein Weibchen auf ein Ästchen und läßt sich von der Sonne durchwärmen; noch schnell ein fröhlich zwitscherndes Lied, und nun, Weibchen, hurtig hinein in den finstern Stollen, die abgekühlten Eier wieder zu wärmen! Das Männchen bringt dir, wie früher, Bissen um Bissen.

Nach zwölf bis vierzehn Tagen, je nach der Witterung, piept es ganz leise in den winzigen Eiern, und gleich darauf sprengen die Jungen ihr enges Gefängnis. Sie werden nun gemeinsam von Vater und Mutter gefüttert. Das sind jetzt lebhafteste Tage und Wochen! Ein geschäftiges Kommen und Gehen, ein unaufhörliches Flattern; jetzt schlüpft eins hier in die Röhre, jetzt kommt der Nachbar aus seinem Hause heraus, und gleich ist sein Weibchen drinnen bei den leise piependen Kindern. Anfang Juli zeigen sich im Röhreneingang die ersten Jungvögel. Verdußte Gesichter! Zum erstenmal scheint ihnen die Sonne; in der Tiefe glitzert der Fluß; zum erstenmal sehen sie die Alten, wie sie die Schwingen breiten, sicher über dem Wasser dahinsiegeln und ganz dicht an der Lehmwand vorbeisaußen. Nun sollen sie es ihnen im fröhlichen Flug gleich tun. Ob sie es wagen? Die Alten reden ihnen zu und zeigen den Kindern immer von neuem das Kunststück. Sie krallen sich, das Schwänzchen als Stütze gebrauchend, an der senkrechten Wand an und werfen sich dann in die Luft, flattern ganz langsam an den zaghaften Kleinen vorüber und streifen wohl auch eins mit den Flügeln herab. Das flattert dann ängstlich nach einem Vorsprung der Wand, wo es sich krampfhaft anklammert, oder es sinkt, halb fallend, halb fliegend, tiefer und tiefer, und die lockenden Alten, die es von unten mit ihren langen Schwingen zu stützen versuchen, haben alle Mühe, den kleinen Burschen nach einem Strauch zu bugjieren, unter dessen Zweigen der Fluß rauscht. Eine Belohnung in Form einer Eintagsfliege hilft schnell über die Aufregung weg.

Natürlich ereignet sich bei der Menge der Schwalbenkinder, die zu einer Kolonie gehören, auch manches Unglück: eins stürzt ins Wasser, ein andres flattert sich zu Tod drunten im Dornbusch, der es nicht losläßt, ein drittes und viertes fällt dem Lerchensfalken zum Opfer, dem schlimmsten Feind auch der erwachsenen Uferschwalben, die sofort nach ihren Löchern stürzen, sobald sich solch ungebetener Gast zeigt; denn so verwegene sind sie nicht, wie andere



*Stephainsky.*

*Mogwitz, Juli 1910.*

Junge Uferſchwalbe, flugmüde an einer Kieswand ruhend.

Schwalben, die den Räuber tollkühn umflattern und ihn vertreiben. Dazu kommen noch elementare Ereignisse, die manchmal einer großen Menge halbflügler Jungen das Leben kosten und viele Gelege zerstören. Zwar das Wasser, wenn es auch nach starken Gewittergüssen hoch anschwillt, erreicht nur selten die untersten Bruthöhlen, daß die Stollen wie im Bergwerk ersaufen und alles Leben in ihnen umkommt; aber das wilde Wasser wäscht und nagt am Fuße der Wand, und wenn schließlich der Untergrund nachgibt, stürzt von oben der überhängende Teil ein, alles zerschmetternd, was im Innern Schutz und Sicherheit suchte. Im nächsten Jahre wird solche Stelle von den Schwalben gemieden, ja wenn das Unglück verschiedene Teile der Kolonie heimsuchte, ist die Ansiedlung mit einem Schlage auf lange Jahre



*Stephansky.*

Erwachsene Uferschwalbe vor ihrem Nestloch.

*Mogwitz, Juli 1910.*

vernichtet, bis sich später wieder ein paar sorglose Pärchen einfinden und von neuem den Grund zu einer Niederlassung legen.

Im August schon ziehen die Uferschwalben gen Süden; denn gegen rauhe Witterung und kältere Nächte, die bisweilen schon die ersten Tage im September bringen, sind sie empfindlich. Man wartet eben nur so lange, bis die Jungvögel, auch die der etwas verspäteten Brut, die nötige Ausdauer und Gewandtheit im Gebrauch ihrer Schwingen gelernt haben; denn bis nach Ägypten oder gar nach Südafrika zu fliegen, ist selbst für eine Schwalbe keine Kleinigkeit. Wie ihre Verwandten sammeln sich auch die Uferschwalben vor der Abreise gern im Röhricht an Flüssen und Teichen, und wie auf ein Zeichen erheben sich dann alle zum Flug nach dem Süden. Ausnahmsweise verweilen einzelne Pärchen wohl auch länger am Nistplatz; sie schließen sich dann den Hauschwalben an, die erst etwas später abreisen.

Die Ansprüche, welche die Uferschwalbe an ihre Brutplätze stellt, bringen es mit sich, daß der kleine Vogel nicht überall in Deutschland bekannt ist.

Dafür aber hat er eine so weite Verbreitung auf der Erde, wie wenig andre Mitglieder der gefiederten Welt; unter den Schwalben wenigstens ist die Uferschwalbe diejenige, die am meisten den Namen „Kosmopolit“ verdient. In Europa fehlt sie als Brutvogel nur den nördlichen Ländern etwa vom 60. Breitengrad an; die entsprechenden Teile Asiens bewohnt sie ebenfalls, zum Teil sogar in ungeheuren Scharen, wie beispielsweise die Ufer vom Ob und Jenissei. Sie brütet aber auch im fernsten Osten, im Amurlande, in Japan und selbst in Kamtschatka. Ebenso fehlt sie als Brutvogel auch südlichen Ländern nicht, wie Turkestan, Palästina u. a. Nur das eigentliche Indien scheint ihr zu diesem Zweck nicht mehr zu behagen; dort trifft man sie nur im Winter an. Im nördlichen Afrika dagegen brütet sie zahlreich. Auch in der Neuen Welt ist die Uferschwalbe zu Hause; ja sie dringt dort noch weiter nach Norden vor als in Europa; so hat man Tausende von Pärchen im Mündungsgebiet des Mackenziestroms unter 60° n. Br. gefunden. In Texas, Mexiko, Florida, Westindien aber kennt man die Uferschwalbe nur als Zugvogel; als solcher bereist sie sogar einen großen Teil Südamerikas, wenigstens kommt sie selbst in Brasilien noch vor. So fehlt das Allerweltsvöglein nur Australien und Neuseeland, der Inselwelt des Stillen Ozeans, der südlichen Hälfte Südamerikas und Madagaskar.



*Stephainusky.* *Rogau, Juli 1910.*  
Uferschwalbe, das Nestloch verlassend.

## Der Turmfalke.

Von Eberhard v. Riejenthal.

Ein herrlicher Herbstmorgen bricht an. Langsam steigt die Sonne am blauen Himmel empor und zaubert über die weithin sich erstreckende Heide mit ihren wunderbar geformten Wacholderbüschen jenen zarten, durchsichtigen, rötlichblauen Farbenton hervor, der die eintönige herbstliche Heide so unendlich reizvoll gestaltet und das Auge jedes Naturfreundes entzückt. Und wo die Sonnenstrahlen die braune Erika erreichen, erglänzen Millionen kleiner Diamanten in ihrem taufrischen Gewande. — Alles, was da „krecht und fleucht“ kommt nun aus seinen Schlupfwinkeln heraus, sich an der langentbehrten Sonne zu erwärmen.

Auch der Turmfalke dort auf seinem Schlafbaume am Rande des Kiefernwäldchens ist erwacht. Langsam dehnt das alte Männchen den einen, dann den anderen Flügel, schüttelt sich mehrere Male energisch, als ob es den Schlaf aus dem Gefieder endgültig vertreiben wollte und fliegt nun nach der am Feldrain einzelnstehenden Birke, auf dessen obersten Ast es aufhakt, um hier im warmen Sonnenschein gründlich Toilette zu machen. Erst plustert sich der Falke noch einmal ordentlich auf und schüttelt sich wieder, dann wird der rotbraune Rock sauber gepuht; hier wird eine Feder sorgsam durch den Schnabel gezogen und glatt gestrichen, dort an der Innenseite des Oberflügels zurechtgerückt. Jetzt wird der lange aschblaue Schwanz mit der breiten, dunklen Endbinde gespreizt und wieder zusammengefaltet, die gelben Ständer werden gereckt und andere nützliche Freiübungen gemacht. Auch die Fänge mit ihren schwarzen Krallen und die langen, spitzen Flügel werden geprüft, ob sie noch in guter Verfassung sind; denn heute ist ein guter Jagdtag, da muß alles vorher bestens bedacht, das „Jagdzeug“ tadellos in Ordnung sein! — So, nun glänzt prächtig in der Sonne das dunkel gebänderte, rotbraune Gewand mit den dunklen Schwingen, hell schimmert die weiße Kehle und die blaß gelbrötliche Brust mit den kleinen tiefbraunen Flecken darauf. Jetzt hebt sich der schöne aschblaue Kopf, die großen Falkenaugen blicken unternehmungslustig in die Ferne, dann ein kurzer Ruck, und mit weitausgebreiteten Flügeln schwingt sich der Turmfalke in den Äther. Zunächst werden einige Kreise beschrieben, damit unser Jägersmann erst Umschau halten kann, dann geht's „Frisch auf zum fröhlichen Jagen“! — Der Magen knurrt bedenklich; denn gestern war die Beute recht mäßig. Jene Wiese da beim alten Heuschöber, die sonst so manchen Lackerbissen

bietet, war wie ausgestorben, und selbst auf dem Weizenschlag in der Nähe des Bauernhofes, wo noch die Garben Reih' in Reih' stehen, prokzend im schweren, reifen Ährenschmuck, ließ sich kein Mäuslein sehen. Sonst ist dies gerade eins der ergiebigsten Reviere; denn hier wimmelt es bei warmem Wetter von jagdbarem Getier: Dort kriechen und schwirren Käfer und Heuschrecken, Feldheimchen und Libellen, sowie viele andere Insekten umher; da huscht die flinke Maus, und die schlanke Eidechse geht hier gerne auf Raub aus. Ganz besonders gut sind die Feldmäuse in diesem Jahre geraten; deshalb gedenkt er dorthin zuerst eine Streife zu machen. Mit leichtem Flügelschlag eilt er dem Jagdrevier zu. —

Plötzlich stoppt er in seiner Fahrt, sein scharfes Auge hat etwas entdeckt, was ihn in große Aufregung versetzt: Dort oben auf dem Hügel neben den beiden Bäumen, deren kahle Äste wie Gespensterarme in die Luft ragen, sitzt der greuliche Unhold ganz gemütlich im hellen Sonnenschein und pußt sich sein Gefieder. Da hört ja alles auf! Der eben noch so gewaltige Hunger ist vergessen — hastig strebt er nach der Anhöhe. „Kli—Kli—Kli“ schreit er dem Uhu zornentbrannt entgegen; „Kli—Kli—Kli! Wie kannst du es wagen, am hellen lichten Tage dich hier aufzuhalten! Kli—Kli—Kli! Warte nur, ich werde dich ordentlich zausen!“ Und heftig stößt er auf den größten der Ulen, den „Großherzog“. Doch dieser läßt sich in seiner Ruhe nicht stören, er kennt seine Pappenheimer und weiß, daß von dem da keine Gefahr droht. Ja, wär's sein großer Vetter, der Wanderfalke, oder gar ein Adler — aber den kleinen Wicht dort beachtet er gar nicht, mag dieser ihn noch so umschwärmen oder hassend auf ihn stoßen. Berühren wird das Fälkchen den dicken Schuhu nicht, dazu fürchtet es dessen starke Fänge zu sehr. Nun „rüttelt“ der „Rüttelfalke“ noch einmal, dann hakt er auf einen der „Fallbäume“ auf. —

Wahrlich, für den „Schießer“ ein bequemes Ziel! Aber der alte Graubart in der „Krähenhütte“ schmunzelt nur zu dem reizenden und zugleich komischen Bilde, das der wildanstürmende, doch wieder vorsichtig abschwenkende kleine Falke und der griesgrämige dicke Uhu geben. An Schießen denkt der erfahrene Weidmann und Landwirt nicht; er weiß, was er dem kleinen Kämpfen dort an Dank für die eifrig und mit so großem Erfolg betriebene Mäusejagd schuldet! —

Lange verweilt der Turmfalke nicht, der Hunger macht sich geltend. Mit hastigem Flügelschlag eilt er von dannen. Nicht in tausendem Fluge wie der größere Wanderfalke, auch nicht immer in gerader Linie, sondern öfters rechts und links von der Flugrichtung abbiegend, erreicht er sein Jagdrevier. Jetzt wird sein Flug schwebender, denn das Gelände muß sorgsam erkundet werden, und nun „rüttelt“ er: Hastig mit den Flügeln schlagend, wie festgebannt an einer Stelle, den weitausgebreiteten Schwanz nach unten



M. Behr,

Trebbichauer Busch, Juni 1907.

Höhle Birke mit Turmfalkenhorst und Gelege.

haltend, späht er mit abwärts gerichtetem Kopfe unverwandt auf das Feld nach lohnender Beute. Da huscht eine Maus längs der Akerfurche hin und her; die wäre so recht geeignet für seinen knurrenden Magen. Scharf die Flügel anlegend, senkt er sich jäh herab; schon streckt er die scharfen Fänge vor, die Beute zu ergreifen: zu spät! Das Mäuslein ist schleunigst in eins der zahlreichen Löcher verschwunden. Weiter streicht unser Falke über das Feld dahin, rüttelt hier, rüttelt dort, läßt sich tief nieder zur Erde und steigt gleich darauf hoch in die Luft zur weiten Umschau. Jetzt hält er plötzlich inne, seinem scharfen Blick ist das Erzittern des Grasbüschels dort am Stein nicht entgangen. Was mag da herumkriechen? Schnell blockt er auf und beobachtet eine kleine Erdspalte im Gras: Richtig, nun erzittert abermals der Grasbüschel, schwupp! faßt er zu und in seinem rechten Fang zappelt eine Grille, die der warme Sonnenschein aus dem Erdloch herausgelockt hatte. Mag sie noch so sehr zirpen und sich winden, die kurzen aber kräftigen Zehen halten fest. Ein Biß mit dem scharfen Schnabel zerdrückt den Kopf, in kurzer Zeit sind die blutroten Hinterchen abgerissen, die braunen Flügeldecken folgen — im Nu ist die Beute verpeist. —

In der warmen Jahreszeit wird die Not nie groß, Nahrung ist überall





*K. Regel.*

*Kottenbaum, Mai 1909.*

Kaum geschlüpfte Turmfalke und Ei im Horst.



*Dr. Bethge.*

*Poritz, Juli 1909.*

Aus dem Horst gefallener Turmfalke.



*Dr. Bethge.*

Junge Turmfalken im Horst, und wie sie photographiert wurden.

*Foritz, Juli 1909.*



H. Röhrig.

Junge Turmfalke im Horst.

Bei Gadheim, Juni 1909.

reichlich zu finden. Dicht beim Felde liegt eine Wiese, dort ist ein Fröschlein auch nicht zu verachten; Heuschrecken und Käfer aller Arten schwirren umher, der Tisch ist stets gedeckt.

Doch wenn die Sonne sich versteckt hinter unheilverkündenden Wolkenmassen, rauhe Winde von Norden über die erstarrten und beeisten Felder und Fluren wehen und das kleine Getier sich zum Winterschlaf in Schlupfwinkeln verborgen hält, dann muß auch einmal ein Vögelchen daran glauben. Hunger tut weh! — Mit eingezogenem Kopfe, des vielen vergeblichen Herumfliegens müde, sitzt der Turmfalke auf der höchsten Spitze des einzelnen Feldbaumes. Keine Maus, kein Insekt weit und breit, so scharf er auch Ausschau hält. Da läßt sich eine Lerche in seiner Nähe nieder. Straff spannt sich sein Körper, er reckt sich, sein Auge leuchtet, und pfeilschnell stößt er auf die Stilldasitzende herab. Doch diese hat gerade noch im letzten Augenblick die Gefahr erkannt. Hastig erhebt sie sich mit ängstlichem Gezweitscher vom Boden, dem Feinde zu entfliehen; denn sie weiß, daß der Rüttelfalke sie im Fluge nicht fassen kann, dazu ist er nicht gewandt genug.



*W. Wilson.*



*Vivarium. R. B. Lodge.*  
Turmfalken.

*Vivarium.*

Aber nun jagt er sie, die selbst durch Hunger und Krankheit schon so entkräftet ist, unbarmherzig so lange umher, bis ihre schwachen Kräfte versagen, sie sich ermattet in das hohe Gras wirft. Mit raschem Griff hat der Falke die flatternde Lerche erfaßt — ihr Schicksal ist besiegelt. — Einen gesunden, kräftigen Vogel hätte sich unser „Mäusejäger“ so leicht nicht erjagt! —

Ist der Herbst einigermaßen günstig, so verweilt der Turmfalke bis Oktober, ja oft bis in den November hinein in seinem Brutgebiet. Ältere Vögel bleiben zuweilen die Wintermonate über ganz bei uns. Vielleicht sind es auch Spätankömmlinge aus dem höheren Norden; diese streichen dann auf Nahrungssuche unruhig hin und her. Jüngere Vögel sammeln sich schon früher, meist im September, zur Reise nach den südlicheren Gegenden. Sie halten in der Fremde, zu Gesellschaften vereinigt, fest zusammen. Einige ziehen nicht weit und bleiben schon im Süden unseres Vaterlandes, viele überwintern in Österreich und den südlichen Halbinseln Europas, die meisten aber überfliegen das Mittel- resp. Schwarze Meer, um bis in das Innere Afrikas oder Asiens zu wandern. Hier im Lande der Heuschrecken und

zahlloser anderer Insekten winkt ihnen reichlichste Nahrung. Daher finden sie und ihre nahen Verwandten, die Rötelfalken, sich regelmäßig da ein, wo die gefräßigen Wanderheuschrecken in ungeheurer Anzahl auftreten. Unermüdet liegen sie der Heuschreckenjagd ob, und sowie sich ein solcher Schwarm erhebt, eilen die Falken herbei, jagen durch die dichtesten Scharen hindurch, ergreifen mit ihren gewandten Fängen eins der so überaus schädlichen Tiere, reißen ihnen im Fluge die Flügel und Beine aus und verzehren sie eiligst, um dann von neuem sich unter die noch nicht zur Ruhe gekommenen Schwärme zu stürzen. —

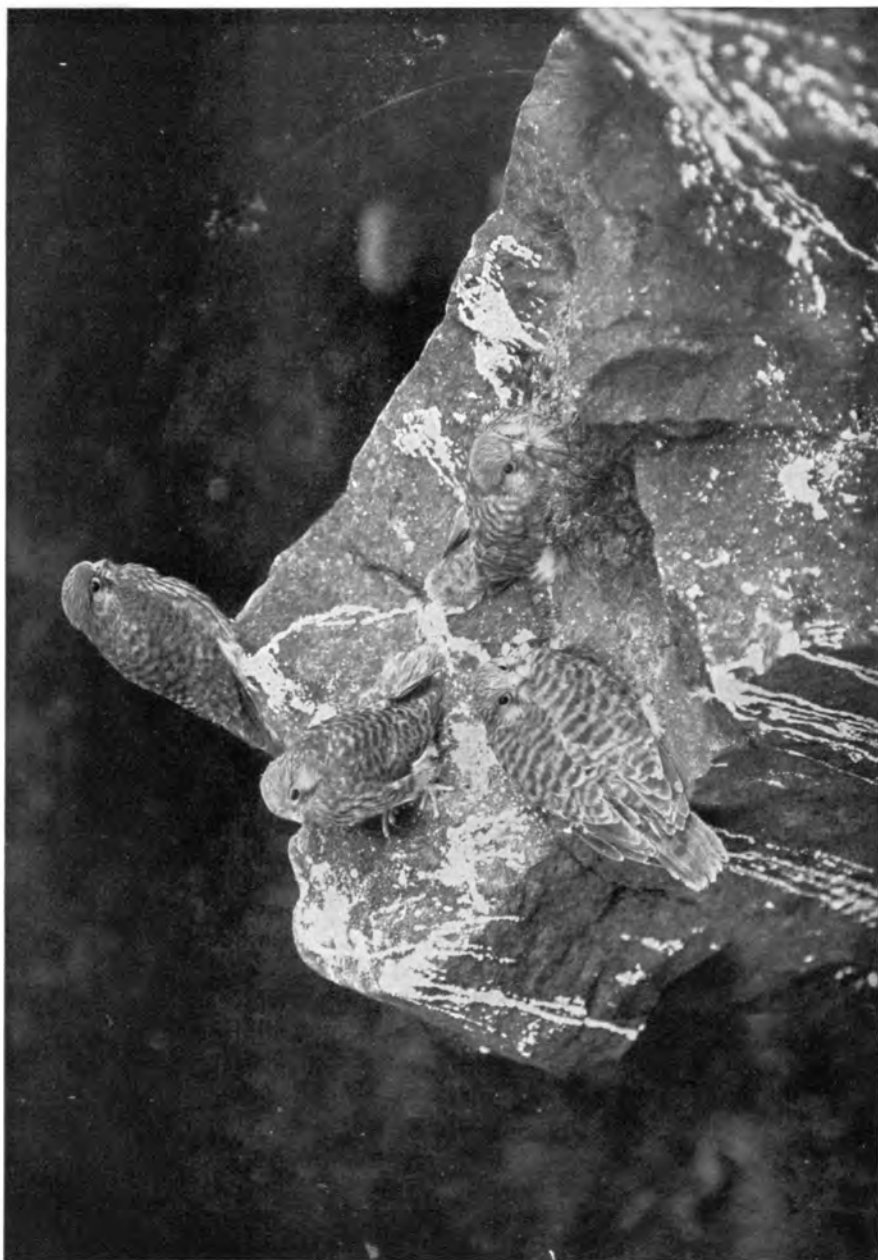
Im Süden wird den Turm- und Rötelfalken, die sich von ersteren eigentlich nur durch ihre gelblichweißen Krallen und etwas kleinere Gestalt unterscheiden, so gut wie gar nicht nachgestellt. Sie sind daher dort sehr zutraulich.

Bei uns hat es leider lange gedauert, ehe der große Nutzen dieser Falken für die Landwirtschaft anerkannt wurde, sie endlich unter die zu schonenden Vögel im Reichsvogelschutz-Gesetz Aufnahme fanden. Die wenigen Kleinvögel, welche der Turmfalke gelegentlich fängt, kommen ja gar nicht in Betracht gegenüber den Hunderten von Mäusen und schädlichen Insekten, die seine Hauptnahrung sind und immer bleiben werden. Eingehende, zu jeder Jahreszeit vorgenommene Magenuntersuchungen haben das klar bewiesen.

Möchte doch jeder „Jäger“ die wirklichen und in der Vermehrung begriffenen Feinde der „Niederjagd“ kurz halten, wie Habichte, Elstern und die lästigen Krähschwärme, die freilich schwerer zu treffen sind als Turmfalken und Bussarde. Prüfe und beobachte der Weidmann doch erst recht eingehend und unparteiisch, ehe er gleich verurteilt und mit Gewehr und dem — Pfahleisen den Vernichtungskrieg allen „Raubvögeln“ erklärt!

\* \* \*

Der Turmfalke ist nächst dem Mäusebussard unser bekanntester Raubvogel. Das sehen wir schon an den mannigfaltigsten Bezeichnungen, die der Volksmund ihm beigelegt hat und die ihn ausgezeichnet charakterisieren: Turm-, Mauer-, KirCHFalke; Rüttelfalke und -geier; Rötelweih; Graukopf (alles Männchen!); Wand- oder Wannenweher; Schwimmer usw. In Deutschland gibt es wohl kaum eine Gegend, in der er nicht angetroffen wird; seine Verbreitung in den alten Erdteilen ist fast unbegrenzt: Vom hohen Norden, Lappland und Teilen von Sibirien, bis zum Kap der guten Hoffnung und von den Amurländern an bis zur Westküste der Pyrenäischen Halbinsel, überall ist er als Brut- oder Zugvogel zu finden. — Mit ihren nahen Verwandten, den sehr nützlichen und äußerst zierlichen Rötel- und



Dögel III.

*Springwood.*

Junge Turmfalke n, sich sonnend.

*A. Taylor.*

Rotfußfalken, welche aber nur selten unser Gebiet berühren und mehr den Süden bewohnen, leben sie in größter Eintracht. —

Sobald die warme Frühlingssonne den letzten Schnee geschmolzen hat, und es zu grünen beginnt, ist unser Turmfalke auch wieder da. Meist kommt er schon im März zurück. Unruhig streicht er hin und her; seßhaft wird er erst, wenn er sein altes Brutgebiet erreicht und eine Horststätte gefunden hat. — Der Frühling wird schöner mit jedem Tag, das Wetter immer weicher, und unser Falkenmännchen fühlt sich so einsam und alleine . . . Mit sehnüchtigem Rufe lockt er bald hierhin bald dorthin fliegend; endlich erschallt ihm Antwort, doch erst schüchtern und zaghaft. Es scheint ein noch jüngeres Weibchen zu sein, das eifrig umworben werden muß, ehe es seine Sprödigkeit ablegt. Zuweilen kommt auch ein anderer Freier herbeigeslogen, mit dem erst ein heißer Waffengang auszufechten ist. Aber schließlich hat unser altes Männchen doch den Kampfplatz behauptet und den Nebenbuhler vertrieben. Nun beginnt ein herrliches Leben für unser Pärchen. Bald schwebt es im heiteren Sonnenschein langsamen Fluges über das weite Feld, bald schwingt es sich über die Gipfel hochragender Bäume oder um eine alte Burgruine. Das kleinere Männchen insbesondere zeigt seine schönsten Flugkünste; neckend tönt sein lautes „Kli—Kli—Kli“, wobei es in den zierlichsten Schwenkungen sein Weibchen umkreist; plötzlich schraubt es sich hoch in die Luft, um spielend auf dasselbe herab zu stoßen. Doch das Weibchen weiß ebenso geschickt mit schneller Wendung auszuweichen. So geht es eine geraume Zeit, bis das Pärchen schließlich im nahen Stangenholz verschwindet. — Um die Mittagszeit wird lange der Ruhe gepflegt. Mit losem Gefieder, den Kopf in die Schultern gezogen, die großen dunklen Augen halb geschlossen, und die Ständer im Federkleid versteckt, sitzen beide nicht weit voneinander auf dem knorrigen Aste der hohen Kiefer. — Nach etwa einer Stunde ermuntert sich das junge Weibchen; es ist Zeit zur Nachmittagsjagd. Gründlich wird das Gefieder durchschüttelt und der dunkelgestrichelte Kopf, der hinten nicht wie beim alten Männchen grau sondern gleich dem ganzen Rücken rotbräunlich schimmert, mit einem Fang schnell gekraut, jetzt der lange gleichfalls rotbraune und vielfach gebänderte Schwanz scharf aufgerichtet und unter Vornüberneigung des ganzen Oberkörpers das „Geschmeiß“ abgeworfen. Wieder ein Schütteln des rotbraunen Federkleids, ein kurzes Abstoßen mit den Ständern und — gefolgt vom Männchen — fliegt es über die weite Heide auf die Mäusejagd. Zur Nachtruhe wird ganz still und erst bei Dunkelheit das kleine Feldgehölz aufgesucht und der höchste Baum darin als „Schlafbaum“ erwählt.





K. Soffel.

Lustheim bei München, Frühling 1906.

Aus dem Horst gefallener Turmfalk.

Mit kundigem Blick hat sich unterdessen das Weibchen nach der geeignetsten Stelle für den Horstbau umgesehen. Am liebsten wählt es seine alte Niststätte vom vorigem Jahre wieder, die in der Nähe des Feldes so bequem liegt, sofern es nicht ernstlich gestört wird. Wie windgeschützt und behaglich ist es doch dort in dem alten Gemäuer der noch so wetterfesten Burgruine. Auch der Kirchturm mitten in der Stadt ist sehr verlockend; die Menschen da unten und die dort oben hausende laute Gesellschaft der Dohlen genieren den Falken nicht. Selbst die Bodenluke neben dem Taubenschlag in der Scheune jenes großen Bauerngehöftes ist nicht zu verachten; die Tauben werden sich bald an den neuen Gast gewöhnen, belästigen wird er sie sicherlich nicht. In vielen Dörfern des Schwarzwaldes u. a. O. werden sogar alte Bienen- und Weidenkörbe („Wannen“) unter den Dachgiebeln für unsern „Wand-“ oder „Wannenweher“ ausgehängt, die er sehr gern bezieht und zum Dank dafür die Rolle des Polizisten („Wannenwächter“) auf dem Geflügelhofe gegenüber allem gesiederten Raubzeug übernimmt. Friedlich sitzt er mit den Tauben auf dem Dache zusammen, niemals wird er sich an ihrer Brut vergreifen; aber desto fleißiger fliegt er nach den Feldern des gastfreundlichen Bauern und säubert diese von den schädlichen Nagern und Insekten. — Der Turmfalke ist nicht verwöhnt, er schlägt sein Heim auf, wo er nur irgendwie geduldet wird. Ist kein passendes Mauerwerk vorhanden, dann genügt auch ein Baum. —



*Fortunz.*

#### Turmfalk.

Anfang Mai — bei ungünstiger Witterung auch später — liegen im weichen Moos vier bis fünf, manchmal auch bis zu neun, sowohl in Größe, besonders aber in Farbe sehr verschiedene Eier. Selbst die zu einem Gelege gehörigen Eier haben alle möglichen Fleckungen; man findet solche vom tiefen Dunkelbraun bis zum fahlen Gelbbraun auf weißlicher oder rostgelblicher Grundfarbe. Bald sind sie stark gefleckt, bald undeutlich verwischt oder gesprenkelt und messen im Durchschnitt 38:28 mm. Ihre Schale ist aber von allen Falkeneiern die glanzloseste. —

Sowie das erste Ei gelegt ist, hält stets ein Falke Wache am Horst; denn nicht weit davon sitzen die wenig getreuen Nachbarn, die Krähen, denen fremde Eier so gut schmecken, und auch den Elstern dort auf dem Acker ist nicht zu trauen.

Eifrig späht das alte Männchen von seiner hohen Warte, dem Gipfel der weitästigen Kiefer, über das Feld und die sich langhinziehende Wiese. — Schon bricht leise die Dämmerung herein und läßt feine Nebelstreifen über die Wiese aufsteigen. Der Gesang der fröhlichen Vogelschar verstummt. Da kommt vom Bruche langsamen Fluges eine Rohrweihe daher; dicht über dem Erdboden schwebt sie, damit ihr ja nichts entgeht. Vielleicht winkt ihr hier ein guter Bissen, ein Nest mit Eiern oder gar Jungen. Doch



*Kearton.*

*Aus Keartons Nature pictures.*

### Junger Turmfalk.

das wachsame Kiebitzpaar hat sie bereits bemerkt und durch lautes Warnungsgeschrei die gesamte Vogelschar alarmiert. Unablässig stoßen die um ihre Brut besorgten Eltern auf den Nesträuber, bis er ihr Gebiet verlassen hat. — Jetzt kommt die Weihe in die Nähe des Falkenhorstes. Wie der Blitz fährt das Falkenmännchen wütend auf den Ruhestörer los. Weithin ertönt das Kriegsgeschrei „Kli—Kli—Kli“, Stoß auf Stoß erfolgt auf die gewandt ausweichende Weihe, hin und her wogt der Kampf, bis auch das Weibchen herbeistürmt. Diesen vereinten Kräften kann die Rohrweihe nicht standhalten. Ärgerlich stößt sie einen schrillen, pfeifenden Ton aus und entweicht hastenden Fluges. Mit triumphierendem Geschrei kehren die Sieger zum Horst zurück, der Feind hat das Feld geräumt! —

Drei Wochen hat das Weibchen fest auf den Eiern gesessen — nun liegen fünf kleine helle Wollklumpen im Horst. Da heißt es für die Eltern fleißig sein, denn unaufhörlich werden die kleinen hungrigen Schnäbel geöffnet. Vom frühen Morgen bis in den späten Nachmittag hinein schleppen die Alten Fraß herbei: anfangs nur Raupen und weiche Insekten, dann Maikäfer, Heuschrecken und Libellen, denen die harten Flügeldecken, die dicken Köpfe und langen Beine vorher abgerissen werden. Auch ein täppischer

Jungvogel muß ab und zu daran glauben — du lieber Himmel! Wenn man uns Menschen für jeden unserer Übergriffe gleich „hängen“ wollte! — Was will ein solch kleiner Mißgriff bedeuten gegenüber der Anzahl von Wald-, Wühl- und Spitzmäusen, die Tag für Tag von dem unermüdlichen Elternpaar herangeschleppt, vom Weibchen sorgfältig zerkleinert und unter die piepsenden Kleinen verteilt wird. —

Bald sprossen die kleinen Schwingen, das reinweiße Dunenkleid wird graurötlich, die Federchen am Kopf erscheinen. Auch die Füße erstarken; schon können sich die Jungen, die bisher unbehilflich auf den Ferseu hochten, erheben und bis an den Horstrand klettern, um den Kot aus dem Horste zu werfen. Das war auch die höchste Zeit; denn seit längerer Zeit machten sich die lästigen Parasiten, die Federläuse, bemerkbar. Sie halten sich mit Vorliebe unter den Flügeln auf und quälen die Jungen bedenklich.

Wieder ein paar Wochen weiter, und das Dunenkleid ist ganz verdrängt; hellrötlichbraun scheint jetzt das Gefieder. Die in der freistehenden Kiefer erbrüteten Jungen recken die Flügel, klettern aus ihrer Wiege und lernen bald sich mit den kleinen Sägen an den Ästen zu halten und bei der geringsten Störung sich äußerst geschickt zu verbergen. Die im benachbarten Turm ausgekommenen dagegen bleiben noch länger im Horste, sie wagen sich von der steilen Höhe so leicht nicht herunter.

Auch Flugversuche werden von ersteren in die Zweige der Kiefern gemacht; halb flatternd, halb kletternd turnt das stärkste Junge vor, mühsam und unbeholfen folgen die anderen nach. Nur das Nesthäkchen dort ist allzu furchtsam und blöde und wagt seinen sicheren Platz noch nicht zu verlassen. —

Und wieder vergeht eine kurze Zeit, da begleitet die kleine Schar die Eltern nach dem nahen Felde. Zunächst geht es bis an den Waldrand. Dort wird noch einmal vorsichtig Ausschau gehalten: Nichts Verdächtiges. Nun teilt sich die Gesellschaft: Die eine Hälfte fliegt mit der Mutter, die andere mit dem Vater, sich in Insekten- und Mäusefang auf dem Felde zu üben. Noch fällt es ihnen schwer, die flinke Maus oder den schwirrenden Käfer zu haschen; leichter schon ist es, den hüpfenden Frosch oder die Grille zu fangen, und so müssen die Eltern noch lange sorgen, die hungrigen Schnäbel zu füllen. Des Abends aber kehren alle zum Horstbaum zurück. — Und wieder ein paar Wochen später sind die Jungen fast so gewandt wie die Alten, nur die Erfahrung fehlt noch. Daher bleibt der junge Nachwuchs stets in kleinen Flügen beisammen, bald nach dem Felde streichend, wo der Landmann fleißig den Acker bearbeitet, bald über die weite, weite Heide schwebend, die selten ein menschlicher Fuß berührt. Bis zum Herbst bleiben sie ihrer Heimat getreu; im September jedoch ziehen sie dem wärmeren Süden zu, um erst zurückzukehren, wenn die Macht des Winters gebrochen ist.

## Der Kirschkernbeißer.

Von Martin Braeß.

Der Juli ist da! In Gärten und an den Straßen stehen die Kirschbäume im Schmuck ihrer Früchte. Die roten Kugeln leuchten so verlockend zwischen dem dunklen Laube hervor, daß sich allerlei Gäste zum fröhlichen Schmause einstellen. „Hei!“ denken die Späßen, „das ist eine Zeit!“ Die goldenen Tage des Wohllebens sind gekommen! Und es schwirren und surren in ganzen Schwärmen, truppweis, die Lüsternen von der Landstraße auf, von den Höfen und Hecken, von rechts und von links, und tun sich gütlich im Schnabulleren und Schlucken. Die bunten Fexen und Lappen stören sie nicht; die klappernde Mühle im Wipfel schreckt nur den Unerfahrenen einen Augenblick, und der Popanz von Stroh zwischen den Ästen wird gar nicht beachtet.

Die Hausfreunde des Menschen, die Stare, treiben's nicht besser; in großen Flügen fallen sie in die Kirschplantagen ein und zupfen eine Frucht nach der anderen vom Stiele; ein paar Amseln leisten ihnen Gesellschaft. Elster und Eichelhäher fliegen vom Waldrande her, und als vornehmster Gast stellt sich der Pfingstvogel ein. Er wohnt drüben am buchenbestandenen Talhang und hält sich, ein vornehmer Herr, sehr exklusiv; aber den lockenden Früchten kann er nicht widerstehen, er mischt sich unter den Pöbel. Einmal im Jahr, zur Vogelkirmes, wenn die Kirschen reif sind. Stundenlang läuft der Hütejunge mit seiner Handklapper von einem Ende der Kirschplantage zum anderen; da surren die Diebe wohl auf — Pirol und Amsel nehmen noch schnell eine Kirsche mit — aber kaum hat der Kleine den Rücken gewandt, so sind sie alle wieder an ihrem Platz und lassen sich's schmecken. Es ist ein armselig Geschäft, Vögel zu vertreiben, wenn die Süßkirschen reifen. Bums! dröhnt plötzlich ein Schuß, da purrt es wie toll auseinander, hierhin und dorthin, in ganzen Scharen; wer etwas im Schnabel hat, läßt's fallen — nur fort, fort! jetzt ist's Ernst. Der Pächter stellt den Schießprügel weg, nimmt den Vogel vom Boden und betrachtet ihn. Er schüttelt den Kopf: „Ein Sperling ist's nicht, kein Fink und kein Grünling! Der dicke Kopf und der riesige Schnabel! und wie die Federn an den Flügeln so eigentümlich geformt sind! Will ihn dem hochwürdig'n Herrn bringen; der versteht sich auf Vögel.“

Ein Kirschkernbeißer! so wurde der Mann am folgenden Tage belehrt. In mancher Gegend sind die Vögel recht häufig; an anderen Orten kennt man sie nicht, oder sie erscheinen nur ausnahmsweise in der rauhen Jahreszeit auf dem Striche. Freundliche Auenwälder und größere Parkanlagen

mit hohen Bäumen haben sie gern; im Herbst besuchen sie häufig die Kraut- und Kohlgärten, denn hier gibt's Sämereien der verschiedensten Art. Zur Kirschenzeit aber kennen sie kein größeres Vergnügen, als in diesen Früchten zu schwelgen. Freilich die andern Kirschenliebhaber verstehen die eigenartige Passion der Dickköpfe nicht; das Beste, das saftige, wohlgeschmeckende Fruchtfleisch werfen die unvernünftigen Vögel weg, und nur den Stein halten sie fest, wenden ihn im dicken Schnabel hin und her, und jetzt — krach! da knackt er in zwei Hälften auf, die nun aus dem Schnabel fallen. Den eigentlichen Kern aber zerbeißt der Gourmet und verschluckt ihn.



Wilson.

Jorkshyre, Juni 1908.

Nest und Gelege des Kernbeißers.

Unter einem Baum, auf dem sich mehrere Kirschkernebeißer eine Zeitlang solchen Tafelfreuden hingeben, sieht es bald schrecklich aus, überall ist der rote Kirschsafft umhergespritzt, und Fleisch- und Hautstücken liegen am Boden und hängen am Ast- und Blattwerk des Baumes. Meist verrichten die Diebe ihre Arbeit ganz still, obwohl sie in der Regel familienweise oder auch in größeren Trupps die Kirschplantagen heimsuchen. Und wo die Leckermäuler einmal in einen Kirchgarten, eine Kirschallee oder auf einen einzelnen Fruchtbaum eingefallen sind, besonders wenn sie das „Tischlein deck' dich“ in der Nähe des Waldrandes haben, da kommen sie immer wieder; für so was besitzen sie ein gutes Gedächtnis.



*Stephansky.*

Junge Kernbeißer, kurz nach dem Ausfliegen.

*Tillowitz, Sommer 1909.*





G. Wolff.

Schötmer, März 1911.

Kirschkernbeißer im Gezweige eines Apfelbaumes.

Der Schnabel des Kirschkernbeißers ist zwar ein echter Sinkenschnabel kegelförmig, kräftig und dick, aber in seiner Ausbildung riesig übertrieben; kein einziger Vogel unserer Heimat besitzt im Verhältnis zur Körpergröße einen solch mächtigen Schnabel. Unser Kirschenfreund ist nicht viel größer als der rotbrüstige Gimpel, aber sein Schnabel ist gewiß zwei- bis dreimal so stark — 20 mm lang, an der Wurzel 17 mm hoch und 16 mm breit, also fast vollständig kreiselförmig. Der Oberschnabel ist an der Spitze etwas verlängert, die Schneiden sehr scharf; dazu zeigt er noch einige Eigentümlichkeiten, die ihn zu einer Art Nußknacker machen. Der Unterschnabel besitzt jederseits an seinen hinteren Enden eine wulstige Anschwellung, auf welche der Kirschkern gelegt wird, während ihn von oben her die Gaumenseite des Oberschnabels festhält, die zu diesem Zweck Leisten und Vertiefungen trägt, wie eine Feile. Dann wird, wohl auch mit Hilfe der vorn harten und ohr-löffelförmigen Zunge, der Kern so gedreht, daß die Naht, in der die beiden Schalenhälften zusammenstoßen, unter den scharfen Rand des Oberschnabels zu liegen kommt. Die kräftigen Kaumuskel, die sich an den breiten, durch



G. Wolff.

Bentorf, Januar 1910.

Kernbeißer bei Schnee auf einem Pflaumenbaum.

knollige Wülste verstärkten Unterkiefer ansetzen, drücken nun auf die Hebelarme des Nußknackers, und der Stein springt entzwei, worauf der eigentliche Kern durch ein paar geschickte Schnabelbewegungen gewöhnlich noch aus seinem Häutchen herausgeschält und dann zerbissen wird.

Charakteristisch ist der Lockruf des Kernbeißers: ein kurzes, durchdringendes „Zicks“, dem Warnungslaut des Rotkehlchens zu vergleichen, oder ein sanfteres „Tzitt“. Wo Kirschkernebeißer versammelt sind, da verraten sie sich stets durch diese Töne, im Fluge sowohl, wie im ruhigen Sitzen. Nur im Frühling, besonders im Mai, in den sonnigen Morgenstunden, stimmen die Männchen ein sonderbar schwirrendes Lied an; sie sitzen dabei gern auf einem ihrer Lieblingsbäume unfern des Nestes, ganz oben auf der höchsten Spitze, und drehen und wenden ihr zum Embonpoint neigendes Persönchen nach allen Seiten gar zierlich.

Armselig übrigens ist dieses Lied — eine lange Reihe krauser, unreiner, klirrender Töne — aber äußerlich ist der Gesangstümper ein gar schmucker Patron, und seine Gattin, die hoch oben in einer schattigen Buche die Eier

ausbrütet, trägt auch ein farbiges Kleid, dem des Männchens ganz ähnlich. Das schöne Gelbbraun von Wangen und Scheitel geht am Nacken und an den Seiten allmählich in ein angenehmes Aschgrau über, während die samtschwarze Kehle sich scharf von diesen zarten Tönen trennt. Der Rücken trägt ein tiefes Schokoladenbraun, die Unterseite ein liches Graurot, dem etwas Braungelb beigemischt ist. Die Schulter ist schokoladenbraun wie der Rücken, dann folgt, grell abgesetzt, ein kreideweißer Fleck, der durch die samtschwarzen, zum Teil stahlblau und violett glänzenden Schwingen und Schwungdeckfedern noch mehr gehoben wird. Der Bürzel zeigt leuchtendes Gelbbraun, das auch auf die kurzen Schwanzfedern übergeht, doch sind deren Enden, sowie die Unterschwanzdecken reinweiß. Am eigentümlichsten aber ist die Form der Schwungfedern. Die ersten vier bieten keine Besonderheit, sie sind gegen das Ende hin schmal und laufen in abgestumpfte Spitzen aus; dagegen werden die fünf folgenden, bedeutend kürzeren Schwingen vor ihrem Ende plötzlich sehr breit, indem sie nach außen in kühnem Bogen einen hakenförmigen Zipfel ansetzen, während die innere Fahne am Ende tief ausgeschnitten erscheint — in unserer heimischen Vogelwelt gibt es kein zweites Beispiel solch seltsamen Schmuckes.

Das Pärchen bleibt stets beieinander; sie nestern sich gegenseitig in dem hübschen Gesieder und füttern einander mit den zartesten Laubknospen der Eichen, Linden und anderer Bäume oder stecken sich die Kerne der Hain- oder Weißbuchen in den Schnabel, nachdem sie die harte Umhüllung zerknackt haben, oder Käfer und Larven mancherlei Art; denn im Frühling bilden Insekten ihre Hauptkost.

Und eifersüchtig ist eines auf das andere! Kein zweites Pärchen darf sich in dem Reviere ansiedeln, das sie sich zum Nistbezirk ausgesucht haben; gleich sind sie hinter den Eindringlingen her, das Weibchen ebenso mutig wie der Gemahl; sie ruhen nicht eher, als bis die Ruhestörer das Weite gesucht haben. Oben auf einer Baumspitze hält dann das Männchen Wache, ruft und singt und wechselt häufig den Platz, während das Weibchen mit dem Bau des Nestes beschäftigt ist, wobei ihm der Gatte von Zeit zu Zeit hilft. Der plumpe Dickschnabel ist nicht so ungeschickt wie er aussieht; denn das Nest, das bald hoch oben in einer Zweiggabel unter dem Baumwipfel, bald nur einige Meter über dem Boden auf einem stärkeren Ast ruht, ist ein schöner solider Bau, halbkugelförmig und innen mit feinen Würzelchen, meist auch mit Pferdehaaren, Schafwolle oder Schweinsborsten ausgelegt. Als Grundlage — und das ist charakteristisch für jedes Kernbeißer- und Kernbeißer- — wählen die Vögel stets trockene Reiser, also nicht etwa zarte Wurzeln, Erdmoos und Flechten, womit sich andere Finkenarten begnügen.

Das Gelege besteht meist aus vier oder fünf blaßgrünlichen oder bläulichen Eiern mit kräftigen schwarzbraunen Flecken und gelblichen Schnörkeln



W. Köhler.

Brütender Kirschkernbeißer.

Dalldorf, Mai 1910.

verziert. In zwei Wochen schlüpfen die Jungen aus. Anfangs werden zarte Käferlarven, Raupen, Spinnen und Puppen, später Teile von Bock-, Blatt-, horn- und anderen Käfern, schließlich auch die zarteren Bissen eines Mai-käferbratens oder gar eines mächtigen Hirschschroters verfüttert.

Um diese Zeit kommen die Vögel häufig aus dem Laubdach der Bäume auf die Erde herab, um Insekten zu suchen. Schwerfällig und ungeschickt hüpfen sie zwischen dem Laub und Gras oder den Erdschollen; man sieht's ihnen an, sie machen's ungern. Im Gezweig aber sind sie gewandter; da geht es hurtig von Ast zu Ast, und auch der Flug ist besser, namentlich schneller, als man dem beliebten Vogel zutrauen würde. Geht es über größere Räume, so fliegen die Kernbeißer schnurrend und stoßweise in langgezogenen Flachwellen; sie fallen dabei natürlich gar leicht einem Habicht oder Sperber zur Beute.

Frühzeitig verlassen die Jungen das Nest und werden von den besorgten Alten noch lange geführt. Anfangs hält man sich meist in der Nähe des liebgewordenen Nistplatzes, der Sicherheit wegen, fast immer in den Kronen dicht-

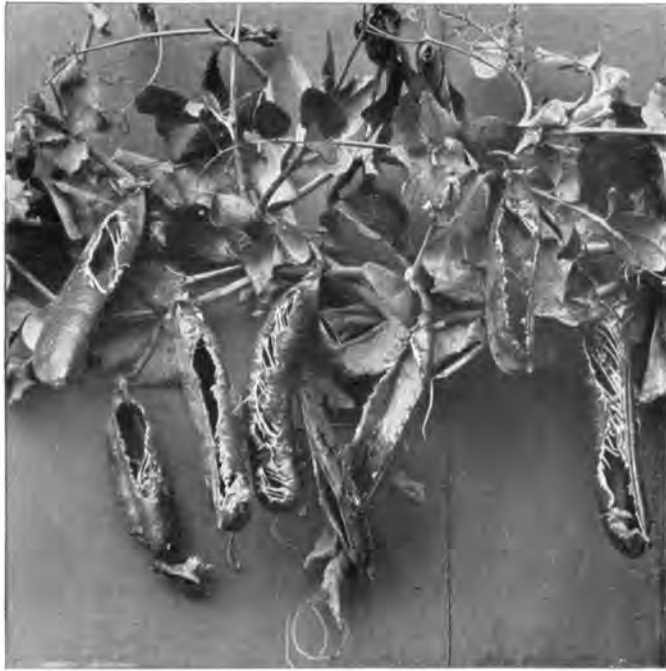


*Fortune.*

#### Alter Kirschkernbeißer.

belaubter Buchen, Eichen, Linden oder Kastanien. Das schirkende Geschrei verrät die kleine Gesellschaft; aber den Blicken Unberufener bleibt sie gewöhnlich verborgen. Nur die Alten fliegen häufig von einer Baumgruppe zur anderen; denn sie sind sehr beschäftigt, die jungen Dickschnäbel zufrieden zu stellen — noch immer bildet Insektenkost den Hauptbestandteil der Nahrung. Aber wenn die muntere Schar endlich so weit ist, daß jedes die Flügel leidlich gebrauchen kann, da geht es eines Morgens in surrendem Flug über die Wiese am Waldrand hinweg nach dem Kirchgarten, den die Alten schon längst inspiziert haben. Das ist dann ein Götterleben in den fruchtbehangenen Zweigen; die Eltern können nicht schnell genug die Steine aufknacken und den begehrlichen Kindern die zerbissenen Kerne reichen. Jedes will zuerst haben, und jedes schreit nach einem neuen Bissen, sobald es den dargebotenen verschluckt hat. Selbst zulangend und selbst den Kern knacken, das kann der Schnabel der Kleinen noch nicht; nächstes Jahr erst wird's ihnen gelingen.

Unterdessen gibt's im Herbst auch andere kleinere Kerne genug, an



*O. Grabham.*

*Yorkshire, August 1903.*

Erbbsenpöten, vom Kernbeißer des Inhalts beraubt.

denen man sich nach Herzenslust übt: die Samen in den Ebereschbeeren, die harten Kerne der Mispeln, des Weißdorns, des Vogelbeerbaums, die Hagebutten der Heckenrose, und später die Kerne der Wacholderbeeren. Um diese Zeit werden die Insekten nur noch als Zukost betrachtet, zumal jetzt auch Gärten und Felder außer den Beeren so mancherlei ölhaltige Samen bieten. Da wird gar nichts verachtet: Rübsen- und Hanfsamen, Samen von Salat oder Rettich, von Disteln und Kletten, die Kerne der Sonnenblumen u. a. Wer sich aber nicht so weit aus den schützenden Bäumen herauswagt, der findet auch im Walde für den Schnabel lohnende Arbeit, denn jetzt sind die Bucheckern reif, manches Jahr gibt's ihrer in Hülle und Fülle, und wenn auch viel andere Vögel sich einstellen und Eichkätzchen, Mäuse und Siebenschläfer reiche Ernte halten, der Überfluß reicht für alle. Außer den Rot- und Hainbuchen tragen aber auch die Tannen, Fichten, Kiefern und Lärchen. Der Kreuzschnabel darf nicht denken, daß er durch sein seltsames Instrument allein geschickt sei, unter den enganliegenden Deckschuppen der Zapfen die

Samen hervorzuklauben; der Kirschkernbeißer bringt's auch fertig — ein Nußknacker ist zu vielem gut zu gebrauchen.

Im August mausert sich die kleine Gesellschaft, und im Herbst sieht jedes der Kinder den Eltern fast völlig gleich; vielleicht noch ein wenig matter die Farben, der Glanz nicht so prächtig, aber im übrigen schon ganz das hübsche Kleid von Vater und Mutter.

Da die Kernbeißerpärchen mit dem Nestbau und Eierlegen warten, bis sich die Baumkronen belaubt haben und die Kinder wochenlang von ihren Eltern geführt sein wollen, so kommt der Juli heran, ehe sie die Sorgen los werden, und dann ist's immer ein gewagtes Ding, noch eine zweite Brut großziehen zu wollen, obwohl man für den Herbst keine Reise in Aussicht hat, höchstens gleich anderen Standvögeln in der Gegend umherstreicht.

Den Winter fürchtet der Kernbeißer nicht, obgleich er auch ihm manchmal so hart mitspielt, daß der Vogel seine Scheu vor dem Menschen vergißt und die Futterplätze in den Gärten aufsucht, wohl auch aufs Fensterbrett kommt, wo eine freundliche Hand Sonnenrosenkerne und Hanf ausgestreut hat.

Aber nur an den härtesten Tagen, wenn Rauhreif die Nahrungsquellen verschließt, lädt sich der Kirschkernbeißer beim Menschen zu Gaste; sobald aber die Sonne die Eiskristalle auftaut, gleich ist er wieder in den Anlagen der Städte oder im Wald.



W. Köhler.



Dalldorf, Mai 1910.

Kernbeißer. Nesthäkchen am Nest und beim ersten Ausflug.



## Der Merlin.

Von Eberhard von Rieseenthal.

Über Nacht kam der Herbststurm, fuhr ungestüm über die kahlen Felder und brauste über die weite Heide nach dem Walde hin, nahm hier die schlanken, biegsamen Kiefern beim Schopf und schlug sie unbarmherzig gegeneinander, daß sie ächzten und stöhnten, und packte dort die alten, knorrigen Eichen an, daß ihre Äste krachend wie Glas absplitterten. — Gegen Morgen wurde es jedoch merklich stiller. Selbst die alte, rostige Wetterfahne dort auf dem niedrigen Dache des Jagdhauses, welche in der Nacht so gräßlich gekreischet hatte, bewegte sich nur noch leise wimmernd, und als der Grünrock das Fenster öffnete, sah er erstaunt die weiten Felder und Wiesen bereift daliegen. Der nahe Wald aber war wie mit Zucker übergossen. —

Windiges Herbstwetter bringt seltene Gäste aus dem hohen Norden. Und so sitzt denn unser Jägersmann erwartungsvoll und gut gedeckt gegen die scharfen Augen der Raubvögel in der Krähenhütte, vor ihm auf der niedrigen Jule der Uhu. —

Da naht auch bereits das schwarze Gefindel mit mißtönendem „Arr-Err-Kerr“. Ein Höllenlärm entsteht, ein Durcheinander von schwarzen und grauen Flügeln und Leibern, von haßerfüllten Augen und aufgesperrten Schnäbeln, ein Stimmengewirr, das sich mit jedem neuen Ankömmling steigert. Wütend knappt der Alte auf der Jule mit dem Schnabel, machtlos trotz seiner gewaltigen Sänge, halb betäubt von dem unaufhörlichen Getöse sausender, gespreizter Schwingen über, hinter, vor und neben ihm, kreischender, krächzender, quarrender Stimmen! —

Vorsichtig kehrt der Bussard beim Anblick dieser Rotte um, und auch der Turmfalke besinnt sich noch im letzten Moment eines Besseren und dreht schleunigst bei . . .

„So geht das nicht weiter,“ brummt der Grünrock in der Hütte, als die schwarze Schar nicht wankt noch weicht, steht plötzlich vor der Tür und schwenkt mit einem kräftigen Glucke seinen Hut, daß die lästige Bande entseht davonstiebt. —

Eine Viertelstunde vergeht und noch eine — nichts zu sehen. Da endlich markiert der Uhu. Vorsichtig lugt der Jäger nach dem Ankömmling: Ist es einer der schon so seltenen Wanderfalken, der dort herankommt? Nein, dazu ist der Fremdling zu klein. Ein Baumfalke ist's auch nicht; dessen dichter, schwarzer Bartstreifen würde bald zu erkennen sein, und für einen Sperber sind seine Bewegungen wiederum zu schnell und gewandt.



Atkinson.

Yorkshire, Mai 1906.

Horst des Merlin mit fünf Eiern. Vier Eier bilden gewöhnlich das Gelege.

Wie der Blitz ist das kleine Etwas über dem Uhu, der mehr verduht als wütend dreinschaut, stößt hart an ihm vorbei, pariert geschickt mit dem langen, gefächerten Schwanz die Wucht seines Ansturms, saust wieder hoch wie eine Rakete, schwenkt herum und attackiert den Alten jetzt in schräger Linie. Angriff, Rückzug und erneuter Ansturm erfolgen so schnell, daß der Weidmann in der Hütte mit den Augen den Bewegungen des kleinen Wüterichs kaum zu folgen vermag.

Endlich hakt der Fremdling auf. Vergebens grübelt der Jäger, „wes Nam' und Art“ dieser gefiederte Ritter wohl sei . . . Da macht er der Ungewißheit ein Ende; donnernd rollt der Schuß über die Fluren und still sinkt der kleine Kämpfe ins Gras. —

Ein echter Falke ist's, das erkennt jetzt der Grünrock an dem scharf ausgeschnittenen Zahn im Oberschnabel des Vogels. Doch der Name? — Gut verstaubt im Rucksack, nimmt unser Hüttenjäger die seltene Beute mit nach Hause; denn er ist keiner von den Schießern, welche gedankenlos alles niederknallen und dann achtlos beiseite werfen. In den „Kennzeichen der Raubvögel“ schlägt er nach und erfährt zu seiner Freude, daß er einen Merlin oder Zwergfalken erlegt hat, den kleinsten aller Falken, der nur auf dem Durchzug bei uns erscheint: Ein Vogel des Nordens, der weder in Deutschland noch im Süden (Balkanhalbinsel) brütet, wie früher vielfach behauptet wurde. Der Erlegte ist noch ein junger Vogel — etwa von der



W. Wilson.



Bolton Abbey-Yorkshire, Juni 1906.

### Junge Merline im Horst.

Größe einer starken Misteldrossel — denn sein Gefieder ist noch durchweg fahlbraun und die Füße sind noch ganz trübgelblich. —

\* \* \*

Eine wahrhaft furchtbare Totenstille hatte im Winter auf der unendlich weiten Tundra geherrscht. Alles starre in Eis und Schnee . . . Nur selten erscholl das heisere Gebell eines einsamen Blaufuchses oder das Geschrei der großen Schneeeule, dieser würdigen Sängerin jener Einöden. — Sowie aber die Sonne mit ihren warmen Strahlen den Schnee zum Schmelzen bringt und die unabsehbaren Moräste aufstauen, erscheinen zahllose Zugvögel aller Arten und beleben auf einige Monate diese nordische Wüste: Strand- und Wasservögel suchen und finden an den Ufern der Flüsse, an den fischreichen Seen, Schnee- und Birkhühner und selbst viele Singvögel auf der moos- und flechtenbewachsenen Erde überreiche Nahrung. Diesen folgen die Raubvögel; der große Jagdfalke kehrt aus südlicheren Strichen zurück, und auch der Zwergfalke hat seine lange Reise — aus dem Süden Europas, Ägypten oder auch aus Indien — beendet und liegt in seinen alten, bekannten Jagdgründen dem Fang auf allerlei Getier ob.

Aus den üppig grünenden Moospolstern steigen würzige Düfte auf und durchschwängern die weiche Luft, in welcher sich Kleinvögel tummeln und sogar mancherlei Insekten umherfliegen. Surrend streicht hier ein Käfer mit blanken Flügeln durch die goldigen Sonnenstrahlen, in heller Freude

über den warmen Tag macht dort ein Heuhüpfer einen mächtigen Sprung hoch in die Luft, und vergnügt vor sich hinbrummelnd zieht eine dicke Hummel hin. Doch sie kommt nicht weit. Blühschnell schießt der Merlin heran, der auf dem hohen Feldstein Umschau gehalten hatte. Da hilft kein noch so unwilliges Gebrumm, kein noch so meisterhaft geschlagener Haken — reißend schnell ist der Flug, todsicher der Stoß, mit dem der kleine Falke sie faßt. Im Augenblick sind die harten Flügel und Beine der Hummel abgerissen, die Beute im Fluge zum Schnabel geführt und — im Nu sich herumwerfend — fängt der Falke den Heuhüpfer noch gerade in der Luft ab, als dieser mit einem mächtigen zweiten Satze einen Weltrekord im Hochsprung aufstellen wollte.

Ganz erschrocken über den dicht über sie hinweghuschenden Spuk flattert eine junge Spornammer in die Höhe. Sie hätte sich lieber tief ins Moos drücken sollen, wie jene erfahrene Lerche nicht weit von ihr; denn schon ist der Feind über ihr. Nur ein Stoß, ein unfehlbarer, und mit der Ammer in den Fängen streicht der Merlin zu dem Baumstumpf dort am Rande des kleinen Gehölzes.

Da sitzt der kleine Bursche auf seiner Beute: Eifrig rupft er an ihr, um sich ordentlich vollzukröpfen; aber nach jedem Bissen, den er nimmt, beobachtet er scharf die Umgebung, und wehe dem Vogel, der ihm in die Quere kommt. So klein er ist, so dreist ist er auch: „Klein, aber oho!“ Aus reinem Übermut neckt und rempelt er jeden Vogel an, mag dieser noch so groß und stark sein. —

\*

\*

\*

Auf den Mooren Schottlands liegt die heiße Glut des Sommers. Kein Lüftchen regt sich, kein Vogel läßt sich hören. Desto eifriger aber zirpen und geigen die Grillen, schaukeln sich Schmetterlinge und hasten Laufkäfer geschäftig dahin; denn diese vor Hitze zitternde Luft ist so recht ihr Element. —

Den Kopf tief in die Schultern gezogen, daß die reinweiße Kehle ganz verschwindet, den linken Lauf im Gefieder geborgen, hält das alte Merlinmännchen sein Mittagschläfchen und läßt sich den aufgeplusterten, aschblauen Rücken von der Sonne ordentlich durchwärmen. Nicht weit davon brütet das Weibchen. Es hat sich in Ermangelung eines hohen Baumes oder Felsens auf dem flachen Moorboden einen Horst aus Reisern und Heidekraut zurechtgemacht und ist in seinem dunkelbraunen, schwarzgefleckten Gewande nicht leicht aus der gleichfarbigen Umgebung zu erkennen.

Sobald es kühler wird, eilt das Männchen von neuem über sein weites Revier hin, niedrigen Fluges, daß seine schmalen Schwingen fast die Spitzen der Grashalme berühren, damit ihm kein Insekt, kein Vögelchen entgeht. Jetzt wendet es sich ab nach den niedrigen Föhren dort rechts, und nun fliegt



*Sainsbury.*

Brütender **M e r l i n.**

*Thorner, Nr. Leeds, Mai 1906.*



A. Taylor.

Springwood, England, Juli 1907.

#### Vier Wochen alte Merline.

es im hohen Bogen über dieselben weg — gerade auf einen alten Kranich zu, der mit weitausholendem Flügelschlag herankommt. Sofort ist der freche Zwergfalke über ihm, saust mit angelegten Flügeln auf den Riesen herunter, daß diesem Hören und Sehen vergeht und er ganz verwirrt einen Augenblick schwankt wie ein Segelboot bei umspringendem Winde. Schon erfolgt der zweite und jetzt der dritte Stoß, und ehe der empörte alte Herr weiß, wie ihm geschah, ist der kleine Kaufbold bereits hinter jenen Kuffeln entschwunden und hinter einem Karmingimpel her, der in wahnsinniger Angst sich in das nahe Gebüsch werfen will. Schnell schlägt der Gimpel als letzte Rettung einen scharfen Haken nach dem dichten Kiefernbusch hin, der Falke hinterdrein in voller Fahrt, schießt um den Busch und fährt — dem dort ansitzenden Jäger fast ins Gesicht. Bums! kracht der Schuß und tadellos getroffen stürzt zur Erde — ein alter Kiefernast. Der Merlin aber verschwindet soeben nach der anderen Seite . . .

Mit hastendem Flügelschlag eilt er niedrig über das Heidemoor dahin — die Sache ist ihm doch etwas in die Glieder gefahren — und bald liegen einige hundert Meter zwischen ihm und dem Donneronkel dahinten, welcher





A. Taylor.

Springwood, England, Mai 1907.

### Brütender Merlin.

seinen eigenen Schreck mit einem kräftigen Schluck hinunterspült. Als der Falke über die Talmulde hinweg gleitet, geht halblinks von ihm ein Pieper hoch und wie ein Strich fährt der Merlin durch die Luft schräg auf ihn herunter, hebt sich mit der zuckenden Beute hoch über die Ränder der Mulde und streicht nun mit gleichmäßigen, raschen Flügelschlägen geradenwegs seinem Horste zu.

Sehnsüchtig erwarten den Alten die beiden Jungen. Das sind ein Paar allerliebste Kerlchen, die mit ihren großen Falkenaugen schon jetzt recht unternehmungslustig in die Welt schauen, ein Paar kleine Fledhähne, die jedenfalls das Beste für die Zukunft erhoffen lassen. Da haben die Eltern viel zu schaffen, um die hungrigen Schnäbel zu füllen. Aber, Gott sei Dank, an Fraß gebricht es nicht, weder in den öden Tundren Asiens, auf dem meerumrauschten Island, noch in den menschenleeren Mooren Schottlands. Überall gaukeln Schmetterlinge, wiegen sich Insekten und surren Käfer umher, und Kleinvögel sind in Menge vorhanden. Hier oben brüten der Birken- und der Erlenzeißig, der Haken- und der Karmingimpel; Kernbeißer und Berghänflinge sind hier zu Hause und die Sporn-, Schnee- und Zwerg-





A. Taylor.

Springwood, England, Juli 1907.

Merlin, kröpfend.

ammern. Genau wie bei uns der junge Buchfink, „dichtet“ hoch im Norden der Bergfink sein einfaches Liedchen. Aus allen Kehlen ertönt bei lachender Frühlingssonne Antwort: die Alpen- und die Haubenlerche trillern unermüdlich, der rotkehlige Pieper und die Lajurmeise, der nordische Laubsänger und die Weindrossel, sie alle sind zahlreich vertreten. Was tut's da, wenn ihr schlimmster Feind in dieser Gegend, der Merlin, sich diesen oder jenen Jungvogel greift oder auf die vielen überzähligen Männchen Jagd macht? Mutter Natur sorgt schon für genügenden Nachwuchs und gleicht solche Verluste rasch aus — solange nicht der Kulturmenschk störend eingreift: Der allein kann vernichten! —

## Die Wildgans.

Von Egon Freiherr von Kapherr.

Rot dämmert's im Osten. Der alte eckige Kirchturm des pommerschen Landstädtchens ragt über die wallenden Nebel, eine breite, kloßige Masse. Im Gehöft des Bauern an der Chausseebrücke kräht ein Hahn, ein Lastwagen rasselt zur Stadt. Pfiff und Peitschenknall, klappernde Geschirre, Kreischen der Achsen. Auf dem großen Roggenfelde glißert der Morgentau, am Ufer des Flusses raschelt das Schiff. Still ist's noch — Feierstunde der Frühe . . .

Fast unmerklich war der Lenz ins Land gezogen. Die alte Häsin hatte im Rainbusch gefezt — ihre drei Jungen hockten, dicht aneinander gedrängt, am alten Baumstumpf beim Uferstrauch. Zwei andere Hasen aber hezten sich über die Roggenbreiten, machten Kegel und Männchen, trommelten und sprangen im Zickzack hin und her. — Und als der rote Streifen drüben rot und hell wurde, daß die Tautropfen wie Edelgestein blitzten und die nassen Büsche flimmerten, rief der Fasanenhahn am Rande der Remise und ein Spielhahn kullerte und fauchte im Bruch. Der Fasan wird plötzlich ganz lang und reckt den Kragen. „Ock“ sagt er verdußt und wippt mit dem langen Stof. Und dann streckt er das Spiel geradeaus und läuft ins Dickicht hinein mit erschrecktem Ruf: „Gorakrokock“ . . .

Die beiden Hasen auf dem Felde verhoffen und machen Kegel. Und dann sausen sie fort, denn über den Sträuchern brauste es und mit Geschnatter und lautem Geschwätz fielen die Graugänse auf dem Roggen ein, um an den frischen Gräsern zu äßen.

„Gick — ak — gack — gick — ak — gack, — gickack“ . . . Fast den ganzen Winter lebten sie nun schon hier, eine große Menge, zu Hunderten zusammen. Überall an den Küsten von Pommern und Mecklenburg überwinterten sie, die Gäste aus dem hohen Norden.

Scheu und schlau hatten sie sich allen Nachstellungen entzogen: der Schrotflinte des Pächters, der Büchse des Gutsbesizers, der sie auf dem Felde beschlich, der in Gruben und Schirmen auf sie lauerte. Nur einmal gab's Unglück: da waren sie am Abend über die Wiesen gestrichen, um weiter gelegene Felder aufzusuchen. Als sie nun längs des Flusses zogen, krachte und blitzte es plötzlich im Busch und es sauste und schwirrte. Da waren zwei der ihrigen aus der Luft gefallen und aufs Wasser geklatscht, daß es weithin spritzte und schäumte. Das war der Jäger gewesen . . .

Ein anderes Mal, am See, hatten sie ihn aber noch im letzten Augenblick gesehen. Sofort stiegen sie — steil in die Höhe. Da knallte es aber



Atkinson.

Yorkshire, Juni 1904.

Nest, Gelege und eben geschlüpftes Junge der Graugans.

auch schon und der Schrotthagel prasselte mitten unter sie. Glücklicherweise aber hatte sich der Mann hinreißen lassen, ihnen entgegenzuschießen — die Schrotkörner prallten am dichten Brustpanzer ab und trafen weder Flügelknochen noch Hals.

Nun stehen sie alle auf dem Roggen und sichern, hochaufgerichtet. Und dann, als alles ruhig ringsum, beginnen sie das Roggenfeld zu rupfen. Nur hin und wieder ein leises „Gack“ — sonst ist alles still, selbst der Safan in der Remise schweigt.

Nur der alte Ganser, der sich etwas abseits vom Trupp niederließ, ist wachsam. Er äugt angestrengt umher — denn er fühlt sich für die anderen verantwortlich.

Zum letzten Male sind sie nun heuer hier. Der Frühling zog ein — heimwärts drängt die Sehnsucht. Heim, über das hellglänzende Meer nach Nordland. Längs der Flüsse, über die Wälder, bis zur ewigen Moossteppe, wo die Tümpel glitzern, wo das Renttier weidet, der Lemming pfeift . . . Heimwärts.



R. Kearton.

Sutherland, Schottland, Juni 1903.

### Brütende Graugans.

Und als die Glocke des alten Kirchturmes im Städtchen die achte Morgenstunde verkündet, als der Milchwagen des Pächters in die engen Straßen rasselt, erhebt sich der ganze Schwarm. Mit Brausen steigt er hoch, fährt durcheinander: „Gick, gack, gick, gack.“ —

Und Stück gliedert sich hinter Stück, schräg, in langer Linie — und hoch über Felder und Dörfer geht's der Heimat zu, hinter dem Führer her, dem ältesten Ganser.

„Gick — ack — i — aaaa — i — aaaa, gack“ —

\*

\*

\*

Schon seit Tagen erwarten die Fischer am Unterlauf des Ob das Auftauen der Altwässer und den Beginn des Frühjahrsfanges. Aber auch die Jäger sind voller Erwartung, denn bald müssen die Wildgänse in großen Massen erscheinen, auf dem Wege zur nordischen Moossteppe, wo ihre Nistplätze liegen. Die alten Flinten werden instand gesetzt, großkalibrige, schwere Kartauten, Pulver und grober Hagel werden besorgt. Auch der

Dorfkaufmann, Iwan Trofimow, rüstet sich zum Empfang der gefiederten Gäste. Er hat sich ein gewaltiges Hinterladergewehr bauen lassen, um unter den Wanderern noch größere Verheerungen anzurichten als im vorigen Jahre, da er nur mit vorjündstlichem Donnerer ausgerüstet die Gänsejagd betrieb. Als Iwan Trofimow eines Morgens zur Tür hinaus schaut, bläst's aus Südwest, und blaugraue Wolken jagen am Himmel hin. Ein Schmunzeln huscht über die verwitterten Züge des Manns, denn drüben über den Wipfeln des Waldes bemerkte er lange, schräge Linien, die sich nordwärts bewegten. Iwan weiß, was das bedeutet: Die Gänse kommen. Zunächst ist es die kleine Bernickelgans, welche im höchsten Norden, in der Tundra, nistet, dann folgt die Nonnengans, dann die weißstirnige, kurzschnäblige Nordgans, Ringelgans, Saat- und Ackergans, und schließlich die größte Art, die Graugans. Sie alle streben der Tundra zu, wo sie den Sommer verbringen wollen, nisten und mausern werden, um dann im Herbst auf demselben Wege zurückzukommen, auf ihrem Zuge in die Südsteppe und weiter zum Gestade der großen Seen des Südens, welche den ganzen Winter über offenes Wasser haben. Im vorigen Jahre hat Iwan gute Beute gemacht; fast 2000 Gänse hat er erlegt, in der kurzen Frist von zwei bis drei Wochen, welche der Durchzug der Scharen dauerte. Längst hat er sich am Flußufer, wo das Weidengestrüpp auf den Sand stößt, eine Hütte aus Zweigen und Schilfgras gebaut. Und bald wird er sie Tag für Tag beziehen, um den am Ufer einfallenden Scharen aufzulauern. Noch ist's bitter kalt, feuchtes, kühles Nebelwetter, und der Aufenthalt in der Hütte ist auf die Dauer keineswegs angenehm. In Pelzwerk gehüllt hockt der Mann dem Schußloch gegenüber. In der Ecke summt der Samowar und spendet heißen Tee zur innerlichen Erwärmung. Mit zwitscherndem Geschrei streichen die kleinen Bernickelgänse heran, dazwischen erscheinen einzelne Scharen von Nonnengänsen, und Enten rauschen in großen Ketten über das Altwasser, auf dem morsche Eisschollen treiben. Immer mehr und mehr fallen auf dem Sande vor der Hütte ein, schnatternd und rufend. Vorsichtig schiebt Iwan die Mündung des schweren Gewehres ans Schußloch, zielt mitten in den dichten Schwarm und drückt am Abzuge. Ein fürchterlicher Knall ertönt, lautes Geschrei der aufgeschreckten Gänse, und der Jäger reibt sich die schmerzende Schulter, denn gewaltig war der Rückstoß der furchtbaren Ladung. Ein guter Anfang: vierzehn Gänse liegen am Boden, zwei andere humpeln schwer verwundet davon. Sofort springt der Mann aus der Hütte, um die toten Tiere einzusammeln und zu bergen, denn nur ungern würden neue Gänse in der Nähe der Leichen einfallen.

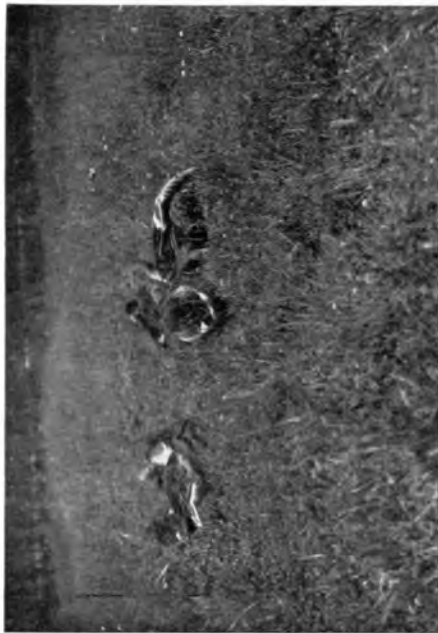
Drüben, jenseits des Flusses, hat sich ein anderer Jäger eine Hütte gebaut. Er betreibt das Handwerk noch raffinierter als Iwan; denn ausgestopfte Lockvögel stehen auf dem Sande und schwimmen auf dem Wasser.



Hilbert.

Westhavelland, März 1909.

Saatgänse in etwa 40 m Höhe streichend. Vom verschneiten Feld auffliegend.



*Graf Münster.*

Ruhende und äßende Graugänse.

*Lins, Sommer 1910.*





*Graf Münster.*

Orangänje auf dem Wajjer.

*Lins, Sommer 1910.*

Und zeigt sich ein neuer Zug, so ahmt der Mann mit Hilfe eines Streifens Birkenrinde den Ruf jeder Art so täuschend nach, daß die Gänse nur selten der Verlockung widerstehen und sich vor der Hütte niederlassen. Schuß um Schuß erdröhnt, die Toten mehren sich. So geht's das ganze Frühjahr fast, bis die letzten Wanderscharen nach Norden enteilt sind, und längs des ganzen Laufes des Riesenstromes krachen die Gewehre. Auf der ganzen langen Strecke zwischen Samarowo und Abdoszk. Und als im Mai der erste Dampfer flüßauf fährt, sammelt er die Beute ein und bringt sie nach Süden, nach Tobolsk und Tjumen, wo die Aufkäufer ihrer harren.

\* \* \*

Die Graue Gans oder Wildgans ist die Stammutter unserer gewöhnlichen Hausgans. Sie besitzt einen orangegelben Schnabel, fleischfarbene Ruder, helle Nägel. Die Hauptfärbung ist grau, der Rücken mehr bräunlich und hell gewässert. Der Unterrücken und Unterflügel, sowie ein breiter Rand des Oberflügels sind aschfarbig. Die Brust ist bei alten Exemplaren gefleckt und gestrichelt. Die Schwungfedern an der Spitze schwarz und reichen nicht bis ans Bürzelende. Der Bauch ist weiß, die Iris dunkelbraun, das Augenlid fleischfarben. Die Länge der Graugans beträgt bis 85 cm, die Flugbreite ungefähr 160 cm, die Schwanzlänge 16 cm. Die Graugans zieht nicht so weit nach Norden wie ihre kleineren Verwandten. Sie bewohnt fast den ganzen Norden Europas und Asiens. Sie lebt monogam und das Eheverhältnis dauert für das ganze Leben. Wird ein Exemplar erschossen, so sucht das dazu gehörige Tier lange Zeit nach dem Gefährten und fällt natürlich dadurch um so leichter dem Jäger zur Beute.

Wie alle Gänse fliegt die Graugans ausgezeichnet. Die Schar zieht gewöhnlich in einem nach hinten zu offenen Dreieck, beständig ertönt das „Gick-gack-gack“ der Wanderer, und es steht außer jeder Frage, daß durch solch Rufen eine gegenseitige Verständigung erzielt wird. Kein Sprichwort ist so falsch, wie jene Redensart: „Dumm wie eine Gans.“ Denn tatsächlich gibt es kaum intelligenterer, wachsamere und schlauere Vögel, als diese entenartigen Ruderfüßler. Kaum ein Wild, das sich in Vorsicht und Verschlagenheit mit den Gänsen messen könnte.

Bald nach Ankunft in der Heimat beginnt das Brutgeschäft. Das Gelege besteht aus fünf bis zehn Eiern, welche eine weiße Schale haben, und in allem denen der Hausgans gleichen. Nach knapp einmonatiger Brutzeit schlüpfen die Jungen aus. Nach dieser Zeit beginnt die Mauser, welche zugleich mit den Flugbarwerden der Jungen beendet ist.

Die Nahrung der Graugans, wie auch der übrigen Wildgänse besteht aus allerlei feinen Gräsern und Sämereien, wohl auch kleinen Wassertierchen und Kerfen. Auch Getreide wird sehr gern genommen.



Vögel III.



Graf Münster.  
Oben: Auf dem Wasser.  
Unten: Ruhend.



Oben: Äßend.  
Unten: Ruhend.



Oben: Äßend.  
Unten: Ruhend.

Linz, Sommer 1910.

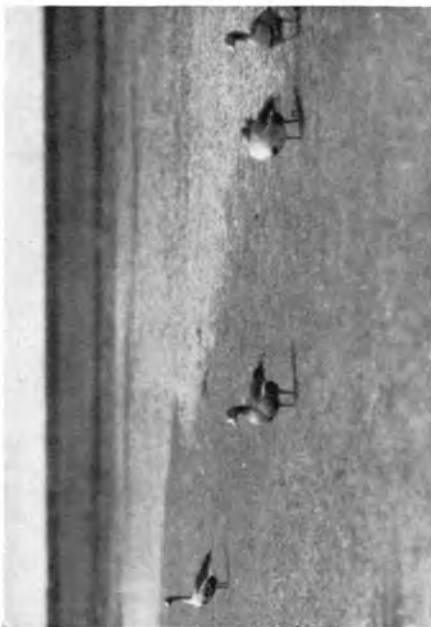


Karl Saffel.

Oben: Schneegans mit Jungem.  
 Unten: Saatgänse und Bläßgans.

Askania Nova (Stadrugbland) Frühling 1911.  
 Oben: Schneegans mit Jungem.  
 Unten: Saatgans.

Aus dem Steppentierpark des Herrn Sr. Salz-Sein.



Oben: Bläßgänse am Steppenjee.  
Unten: Nonnengans am Neft.



*Akasia Nova (Südra,land) Frühling 1911.*

Oben: Brütende Bläßgans.  
Unten: Nonnengänse, ihre Jungen führend.



*Karl Soffel.*

Aus dem Steppentierpark des Herrn Fr. Salz-Sein.

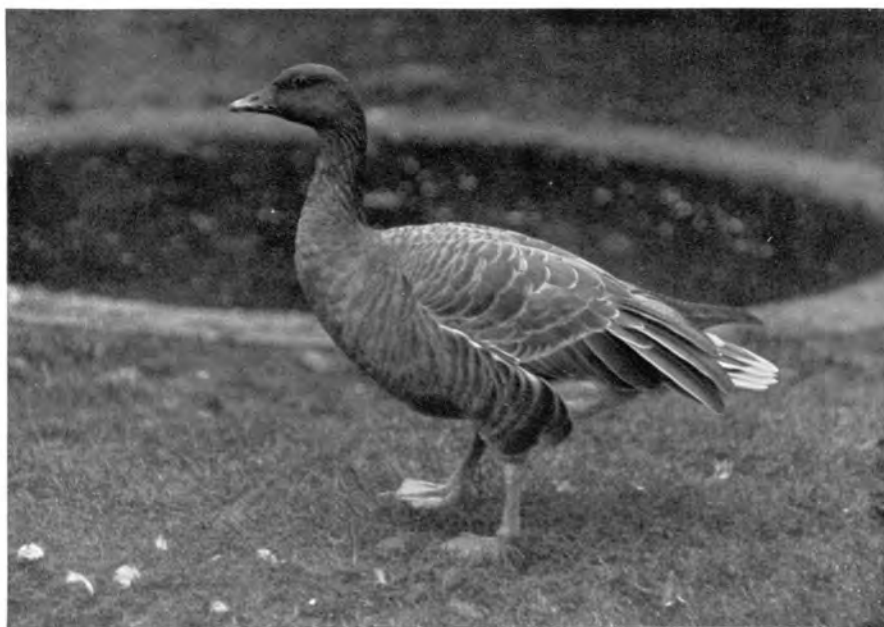




*Fortune.*

Bläßgans.

*Vivarium.*



*Fortune.*

Kurzsnabelgans.

*Vivarium.*



O. Grabham.

Yorkshire, Juni 1905.

### Ringelgänse.

In Deutschland sind brütende Gänse verhältnismäßig selten, nur auf einigen Seen Pommerns, Mecklenburgs, Ost- und Westpreußens findet man sie häufiger. Die Wildgänse sind Kulturlüchter und fühlen sich nur dort wohl, wo das Raubtier „Mensch“ wenig oder gar nicht anzutreffen ist. Das Wildbret der Gänse ist zwar nicht annähernd so gut wie das Fleisch ihrer zahmen Verwandten, liefert aber immerhin einen recht guten Braten, besonders wenn es sich um junge Exemplare handelt.

\* \* \*

Russisches Dorf, lange Reihe niedriger Holzhäuser, strohgedeckte Dächer. Auf der Herbststoppel die großen Gänseherden der Bauern, einzelne Schafe, Schweine und Kälber dazwischen. Am Grabenrande hockt der Hirt und dudelt auf der aus Weidenbast geflochtenen Schalmei. Klarer, kalter Oktobertag. Da kommt's in langen Linien, spitzen Dreiecken über die Wälder daher gezogen mit Schnattern und schwatzhaftem Lockruf: „Gick – gack – gack – gack – gack“ — Und verwundert sieht der Hirt auf, denn immer neue Scharen ziehen schwatzend und kakelnd herüber. Und die zahmen Weidegänse recken die





Sainsbury.

Thornes, Yorkshire, 1907.

### Brütende Wildgans.

Hälse und schlagen mit den Flügeln, als sie die Lockung von oben hören. Und plumpen Flügelschläges flatterten die Opfer der Kultur über die Felder, um bald wieder matt niederzufallen. Beständig gedeckter Tisch machte sie träge, Nichtbenutzung der Schwingen seit vielen Generationen machte sie unfähig zu weiter Flugreise, sie verdummten und versimpelten und ahnen nicht, was ihnen blüht. Und während der Schwarm der wilden Genossen lockend und rufend mit eilenden Schwingen vor Wintersgraus und -not nach Süden flieht, rumpelt der Wagen Schmul Jakobsons, des reichen jüdischen Händlers, über die Knüppelbrücke beim Dorfe. Er wird sie aufkaufen, die ganze Herde, er wird sie treiben lassen zu anderen Scharen, er wird sie verpacken in große hölzerne Behälter und zur Bahn bringen, die dort hinter den Wäldern hinfährt. Und der rollende Frachtzug wird die verdummten und versimpelten Sklaven zur Grenze bringen, wo sie der Händler empfängt zur Weiterbeförderung nach den großen Städten des Westens. Denn bald ist's St. Martinstag, und schon sind die Messer gewetzt . . .



*Fortune.*

*Middlesex, England, September 1910.*

Zwerggänse, schwimmend.



*Graf Münster.*

*Linz, Sommer 1910.*

Traugänse beim Gründeln.

## Die Erdspechte.

Von Hermann Löns.

Zwischen der Jungmannschaft der beiden Dörfer Ohlingen und Buchholz hat es beim Tanz Schläge gegeben, und zwar eines Vogels wegen.

Ohlingen ist ein altes Ackerdorf und liegt in fruchtbarer Feldmark im Tale; seine Bauern haben Geld und in ihren Ställen stehen glatte Pferde. Buchholz liegt vor den königlichen Forsten an dem mageren Hange; seine Einwohner sind teils Waldarbeiter, teils Bergleute, die wohl ein Stückchen Garten- und Ackerland haben, auch Schweine und Ziegen besitzen, und einige sogar eine Kuh; doch ein Pferd gibt es in ganz Buchholz nicht.

Nun kommt in dieser Gegend der Grünspecht häufig vor und weil sein Ruf sich fast so anhört, wie Pferdegewieher, so nennen ihn die Ohlinger Bauern aus Spott den Buchholzer Hengst, und deswegen ist es schon mehr als einmal zwischen den Jungkerlen der beiden Dörfer zu Schlägereien gekommen, so auch letzten Sonntag; denn als in der Tanzpause im Grasgarten hinter dem Krüge der Grünspecht an zu lachen fing, schrie ein Bauernsohn aus Ohlingen den Buchholzern zu: „Es wird Zeit für euch; euer Hengst will nach dem Stall!“ Da war es denn losgegangen und heute hat mehr als ein junger Mann von hüben und drüben ein paar bunte Beulen im Gesichte.

Der Vogel aber, der daran schuld hat, tut gerade so, als wüßte er das und wollte sich nun darüber totlachen. Bald ist er an dem Hudekampe über dem Dorfe zu Gange, bald in den Kopfweiden, die den Bach auf der Reise nach dem Flusse begleiten, jetzt an den hohen Schwarzpappeln an der Landstraße, und nun an dem Waldrande, vor dem das Arbeiterdorf liegt. Bald hier, bald da schimmert sein smaragdgrüner Rücken, leuchtet sein feuerroter Scheitel, und alle anderen Vogelstimmen übertönt sein gellendes Gelächter, bis ihm vom Walde her ein etwas helleres Lachen entgegenschallt und er dahinstreichet, das Weibchen zu haschen.

Der junge Waldarbeiter, der die Eichendickung durchforstet, schnitt ein schiefes Gesicht, als auf dem Kahlschlage vor ihm das Grünspechtweibchen kicherte, denn ihm war so, als wollte es ihn auslachen, weil er unterhalb der blonden Stirnlocke ein dickes, blau und rot gefärbtes Andenken vom Tage vorher behalten hatte. Aber als der Hahn herangestoben kam, schimmernd und leuchtend in seiner Pracht, und mit wahnsinnigem Gelache die Henne von Stamm zu Stamme trieb, und schließlich gar noch ein zweites Männchen herbeischnurrte und sich mit dem anderen um das Weibchen stritt, da vergaß der junge Mensch seine Beule und seinen Ärger und sah mit



*Kapri Doodat.*

*Wien, Juni 1908.*

Junger Grünspecht an einer Birke.

lachenden Augen und offenem Munde dem Liebesspiele der drei Vögel zu, und er träumte noch eine Weile hinter ihnen her, als sie längs des Fahrweges verschwanden.

In der Unterstunde aber, als er gegessen hatte und im sonnenbeschienenen Mooße, gegen eine Eiche gelehnt, sich lang machte, lacht es wieder auf dem Kahlschlage, klingt aber nicht so grell und rauh, sondern sanfter und schmeidiger, und dann beginnt es zu trommeln. Der junge Mann dreht den Kopf und sieht nach der Krone des Eichenüberhälters, an dessen höchsten Hornzacken ein grüner Specht hängt, dessen Scheitel aber nicht soviel Rot zeigt, wie die der beiden Spechtmännchen, die vorhin hier herumtobten. Daß es aber ein anderer Vogel ist, der dort oben hängt und trommelt, daß es weithin schallt, das kommt dem Arbeiter nicht in den Sinn, obgleich er Tag für Tag im Holze ist und alles Geflügel, das dort lebt und webt, zu kennen meint. Wohl hat er es herausgemerkt, daß die grünen Spechte bald grell und rauh, bald sanft und schmeidig rufen, daß die einen mehr, die anderen weniger Rot aufweisen und daß einige davon trommeln, die anderen nicht, aber daß



*Wilson.*

*Bolton Woods (Yorkshire), Juni 1908.*

**Nestbaum des Grünspechts.**

es zwei verschiedene Arten sind, daß es einen Grün- und einen Grauspecht gibt, das weiß er ebensowenig, wie die anderen Holzhauer und sogar der Förster und der Oberförster haben davon keine Ahnung, zumal die einen wie die anderen ganz dasselbe Leben führen.

Vor dem Fahrwege zieht sich ein trockener Graben mit hohen Böschungen hin, in dem sich hier und da ein mehr als faustgroßes, armlanges Loch befindet. Mehr als einmal hat der Arbeiter, als er noch ein Junge war, darüber nachgedacht, welches Getier diese Stollen wohl in die Grabenwand getrieben habe, ob eine Erdratte oder ein Wiesel oder am Ende gar ein Iltis, bis ihm dann einmal, als er eine Rute hineinführte, ein größerer Vogel so heftig in die Augen flog, daß er vor Schreck auf den Rücken fiel und gar nicht dazu kam, zu sehen, was das für ein Vogel war. Jetzt, da er an der Eiche lehnt und langsam seine Pfeife raucht, sieht er einen grünen



Wilson.

Bolton Woods (Yorkshire), Juni 1907.

### Grünspecht an der Bruthöhle.

Specht heranschnurren, der sich an der Grabenwand niederläßt, scheu um sich blickt, und dann zu hacken beginnt, daß der Löß nur so stiebt. Alle Augenblicke hält der Specht inne und sieht hinter sich, und dann hackt er weiter, bis er immer mehr in der Erde verschwindet und zuletzt nichts von ihm zu sehen ist, doch ab und zu schaut er wieder heraus, um zuzusehen, ob sich keine Gefahr nahe, verschwindet, taucht wieder auf, und so treibt er es eine ganze Weile, bis er sich davonmacht und sich im Walde verliert, um die Erdarbeit mit dem Zimmermannshandwerke zu vertauschen und in einer alten Zitterpappel eine Nesthöhle zu hacken.

An dem Jagengraben hat er Rasenameisen gesucht, die dort in der warmen Lage ihre unterirdischen Nester haben. Der Specht weiß es ganz genau, wo er einzuschlagen hat, um gerade die Stelle zu treffen, wo die Ameisen ihre Larven und Puppen verwahren. Um das Gekrabbel und

Gebeißte der erbosten Tiere kümmert er sich wenig. In je helleren Haufen sie ihm entgegenströmen, um so lieber ist es ihm, und wenn es vor ihm so recht munter wimmelt und krummelt, dann schnellst er seine lange, klebrige Zunge zwischen sie, auf die sich die wütenden Ameisen sofort stürzen, um sie mit ihren Zangen zu packen, und sobald das geschehen ist, zieht er die Zunge zurück und schluckt die Krabbeltiere, die daran haften, hinunter. Aber er lebt nicht von Ameisen allein; er sucht auch an der Rinde der Bäume nach allerlei Geziefer, meißelt auch nach Larven an morschen Bäumen herum und macht sich bei den Landleuten dadurch unbeliebt, daß er auf der Suche nach allerlei Gewürm Löcher in die alten Strohdächer stemmt.

Das tut er aber nur wintertags und nicht, wie jetzt, zur schönen Frühlingszeit, wo jeder Stamm, jeder Stumpf und jeder sonnige Grabenrand Nahrung in Hülle und Fülle bietet. Mit Vorliebe treibt er sich auf der Trift vor dem Walde umher, wo die Ameisen unter den Grasbülden hohe Hügel aufgeworfen haben. Dort hüpfen, was sonst gar nicht die Art der Spechte ist, die Grün- und die Grauspechte auf der Erde herum, plündern die Ameisenhaufen und spießen mit ihren spitzen Zungen das auf, was ihnen nebenbei an Käfern, Raupen und anderen Kerbtieren in den Wurf kommt, sehen sich dabei aber beständig um, daß der Habicht oder der Sperber sie nicht überrasche, und sobald sich ein Mensch zeigt, fliehen sie mit gellendem Warngelächter dem Walde zu, um dort ihre nützliche Tätigkeit fortzusetzen und Vorjorge zu treffen, daß die Borkenkäfer und andere Forstverderber sich nicht allzusehr vermehren, oder eine alte Nisthöhle wieder instand zu setzen, oder, ist keine mehr vorhanden, eine neue zu meißeln.

Sehr gerne tun sie das nicht und es fällt ihnen durchaus nicht ein, wie es die fleißigen Schwarzspechte und der Buntspecht tut, sich eigens Schlaflöcher zu meißeln. Darum wählen sie zur Anlage ihrer Nisthöhlen am liebsten Weichhölzer, oder, mangelt es daran, kernfaule Harthölzer. Ihre Jungen verwöhnen sie nicht sehr; einige wenige Holzspäne und etwas Mulm ist die ganze Unterlage für die sechs bis acht spiegelblanken, weißen Eier, und die dickköpfigen, ungestalteten Jungen, die den ganzen Tag ein heiseres Geschwirre und Geklitze ertönen lassen, denn sie haben einen kurzen Darm und eine schnelle Verdauung. Und so müssen die alten Spechte in einem fort hin- und herfliegen, um die Schreihälse satt zu machen, und unzählige Räupchen, Puppen, Käfer und Larven sind nötig, ehe die struppigen Gesellen voll befiedert sind und es vermögen, hinter den Alten herzurutschen und zu lernen, auf welche Weise ein Specht sich durch das Leben schlägt.

Sommertags ist das nicht schwer. Aber zur winterlichen Zeit, wenn es nirgendwo von kleinem Getier krabbelt und die Larven sich tief in die Stammritzen und unter Moos und Laub verborgen haben, dann ist es für einen Specht schon schwieriger, so satt zu werden, daß ihn der Nachfroßt





*Graf Münster.* kletternd.

rufend. *Linz, Juni 1910.*

Junger Grünspecht.



*R. Kearlon.*

Grünspecht, an der Bruthöhle.

*Essex, 1904.*



R. Kearton.

Essex, 1904.

Grünspacht, vor dem Abfliegen ausspähend.

nicht umbringt, besonders, wenn es lange geregnet und dann gefroren hat, so daß die mulmigen Baumstümpfe hart, wie lebendiges Holz sind, oder wenn Hartschnee den Boden bedeckt, so daß der Spacht nicht an die Ameisenhaufen gelangen kann. Dann muß er mit den Samen der Fichten und Kiefern fürlieb nehmen, die er aus den Zapfen heraushämmert, und er ist sehr froh, findet er eine Wildfütterung, die mit Eicheln, Buchnüssen und Weiskorn besäet ist, mit denen er sich über die mageren Tage hinweghilft.

Dann hört man ihn nur selten lachen. Stumm treibt er sich in den Auen herum, wo er an den Kopfweiden klopft, auch wohl in dem Ufergebüsch nach Schlehen, Hagebutten und Mehlfäzchen sucht, und zur Not sogar Schneeballbeeren frißt. Sobald aber der Frühling den Boden auftaut, dann lacht er wieder, was er kann, und die Ohlinger grinsen und sagen: „Der Buchholzer Hengst wiehert!“

## Das Goldhähnchen.

Don Else Soffel.

Eines Tages endlich lag weicher, dicker Schnee überall. Die Sonne schien und der Himmel war blau, es war ein heller, lichter, weicher Tag. Nicht allzu kalt, aber frisch, eine Luft zum Trinken wie weiches, kühles Wasser. Rein, nicht eisig, kein klirrender Frost, kein knirschender Schnee, sondern flockig-weiche, weiße Herrlichkeit.

Das gab für die Goldhähnchen einen guten Tag.

Durch die Wiefe unterhalb des Waldes geht ein Bach, die Wiefe ist feucht und die Kinder holen sich dort bald nach Weihnacht die ersten Weidenkähchen. Noch ein Stückchen aufwärts bis dicht an den Wald steigen die Erlen, dann beginnt plötzlich brauner, trockener Boden und nach ein paar Schritten ist man tief im Fichtenwald. Es ist kein alter finsterner Hochwald, halbjunger Wald ist es mit hellen, schlanken Bäumen, doch schon hoch genug, um Heimlichkeit zu geben und Schatten, und nicht so ernst und düster wie die Alten jenseit der Wiefe im Forst.

Dort ist das Goldvöglein zu Hause, es wispert wie ein Mäuslein in den Fichten, und ist fröhlich und flink wie ein Meislein. So heißt es „Tannenmäuslein“ und „Meislein“, und wieder andere nennen es noch den Zaunkönig, weil es, wenn der Wind hart geht, herabkommt und sich in Hecken und Säunen herumtreibt.

Heute aber hat's das nicht not. Es ist windstill, und die Sonne vermag um Mittag das Goldhähnchen sogar zum Singen, so freundlich und warm scheint sie in die Zweige.

Zit, zit, fängt es an — der Lockton ist das erste — was aber dann weiter kommt ist auch nicht viel mehr, als si, si und sri, sri, einen Augenblick erscheint der Gelbkopf auf einer Zweigspitze, Schneestaub kommt herunter, glitzernd und flimmernd und dann wispert's wieder anderswo si, si und si si — aber der Gelbkopf erscheint nicht wieder.

Es müssen übrigens mehrere sein, denn überall wispert's und tönt es und tut es, wie hohe, ferne Glöckchen und immer wieder kommt so eine Handvoll Schnee in die Bahn der Sonnenstrahlen gestäubt, nein keine Handvoll, nur ein guter Fingerhut voll jedesmal. Müssen das leichte Leutchen sein!

Und immer noch sind nur Stimmen im Fichtengrün, dort und da und niemand zeigt sich. Doch halt jetzt, da oben grün-grau und zeitig-keck, das Gelbköpfchen gestäubt — das ist es! Aber schon taucht's unter und



M. Stechel.

Goldhähnchen im Gezweige.

Rositten, September 1909.

wo anders, dicht bei dir lockt es, zit zit und überall, oben und unten, durch die ganze Fichte geht es si si und durch die nächste, die auch gegen die Sonne steht, pflanzt sich's fort und du besinnst dich wirklich ob's nah ist oder am Ende ganz fern, so leise und heimlich ist es, nur ein tönendes Flüstern. Wie wenn im tiefen Winter die Glöckchen der Eiszapfen anschlagen, im Frühling die Tropfen von den Bäumen klingend fallen, heimlich im Waldgrund irgendwo ein Quellchen sickert oder das Ohr ferne, ganz ferne das Läuten eines Schlitten ahnt.

Ein leises, klingendes Schwächchen, melodisch und fein, hell wie Meisen-geklingel, aber zarter. Der graue Baumläufer tut ähnlich, wenn er im Frühjahr sein Weibchen lockt.

Diesmal jedoch ist er's nicht und die Tannenmeise ist's auch nicht, die eben mit metallischem Schlag auf einen Fichtenzweig angeschnurrt kommt, um hastig eine halb erfrorene Made zwischen blaugrauen Zehen zu zerzupfen. Aber in die Gesellschaft gehören sie beide und das Goldhähnchen hält sich zu ihnen, wintertags wenn die Nahrung knapp ist und weil es sich unter den andern sicherer fühlt.

So ziehen sie durch den weißen Wald, der Buntspecht ist Anführer oder die Haubenmeise im holzfarbenen Kleid und ihnen nach ziehen die anderen: Tannenmeise und Baumläufer, das Goldhähnchen zwischen ihnen.

Wer es kennt und Geduld hat, sieht es wohl einmal auf der Spitze einer Fichte erscheinen, verschwinden und wieder erscheinen, langbeinig mit gesträubtem Gelbkopf einen Augenblick sich strecken. Oder rastlos sich hin und her wendend, ewig flügelzuckend mit locker getragendem Federkleid wagrecht auf einem Zweig entlang hüpfen und mit unaufhörlich leisem si si den Kameraden locken, der tiefer in der Fichte sitzt.

\* \* \*

Als der Februar kam, blieben die Vögel nicht mehr im Wald. Sie hielten sich zwischen Wald und Dorf, wo wenige Fichten und Föhren in Trupps beisammen standen. Der Baumläufer zog auf die Landstraße, die Schwanzmeisen mit ihm, die Sumpfsmeisen trieben sich einzeln in den Baumgärten der Bauernhäuser umher.

Und die Goldhähnchen waren wie Zigeuner bald dort, bald da. Heute im Feldgehölz, morgen auf der hohen Wetterfichte, die zausig und zerrissen die Westseite des alten Doktorhauses deckte.

Dort fanden sie, was sie brauchten: glänzend reifen, glatten Samen, den sie verschluckten, ohne ihn erst zu kernen, und an den Zweigspitzen zwischen den Nadeln Eier und Larven von allerlei Kleinzug. War der Tag hell, schien gar die Sonne, so geigten die Wintermücken an der Hauswand, da war dann keine Not.

Zwar dem alten Doktor war das Schnakengeigen nicht recht, denn er war ein alter Bauer und wußte: wenn die Mücken „im Hornung geigen, müssen sie im Märzzen schweigen“ und auf einen trockenen Märzzen hielt er was.

Aber den Goldhähnchen kam es gelegen. Wenn sie genug hatten von den Gallmückenlarven, die sie vor den Zweigspitzen flatternd herauspickten, so fingen sie sich ein Dutzend und mehr Schnaken im Flug und waren satt.

Außerdem stand ein alter Wacholder in Doktors Garten. Der trug manche Spinne eingerollt und wintermüde im stachligen Gehäuse, und in dem moderig-warmen Blätterteppich unter den Bäumen gedieh allerhand.

So wären sie gut durch den Winter gekommen.

Aber in einer Nacht schwieg plötzlich der weiche Süd-West, der einige Tage schon gegangen war und den Schnee angefangen hatte zu schmelzen. Am Morgen war der übriggebliebene festgefroren. Nach Mittag war es lind und lau und fing leise an zu regnen, den Abend jedoch fror es hart. So ging es nun jeden Tag. Tausturm und Regen wechselten mit Neufrost. War es über Tag warm geworden, so brachte die Nacht Hartfrost, der hielt den ganzen nächsten Tag an. Dann wütete nachts der Tausturm, trieb am schwarzen Himmel zerrissene Wolkenfetzen vor den Mond und schien die unsicher flackernden Sterne auspusten zu wollen wie Kerzen. Der Schnee





*blond, Mai 1907.*



*Fr. Moore.*

Гелбк6ппфгес  $\Phi$ олдх6хнфен ам Нелт.



sing an zu schmelzen, überall sprangen Quellen auf, die ganze Nacht gingen die Wasser. Am Morgen jedoch lag der Boden unter einem Panzer von holperigem, welligem Glatteis, an dem anderes zerbrechen konnte als hungrige Vogelschnäbel.

Das Wild, das Wasser- und Hungersnot aus dem tiefgelegenen Wald getrieben hatte, brach die Läufe und verlegte sich die Schalen beim Laufen auf der unsicheren Eisdecke, Vögel kamen zu Hunderten um.

Zwei Tage hielten's die Goldhähnchen aus.

Sie hielten sich mehr am Erdboden zwischen Hecken und Gesträuch, denn der Sturm trieb die schwach gewordenen von den Bäumen wie welke Blätter.

Als aber jeder Tag das gleiche brachte und selbst die spärliche Nahrung hart und ungenießbar wurde, da ging die ganze Schar ein.

Eines fand der Doktor, das taumelnd von der Wetterfichte gegen sein Fenster geworfen wurde vom Wind. Es hatte vergebens dort Schutz gesucht, wo es bisher alles gefunden hatte: Schutz, Nahrung und Gespielen. Die Kraft reichte nicht mehr, der Wind trieb es ab.

Nur zum Sterben konnte es der alte Tier- und Menschenfreund in seiner Hand halten.

Als es ausgezuckt hatte und der kleine Körper sich streckte, legte es der Doktor mit sachlicher Miene auf seine Briefswage.

Und da ging etwas wie ein Lächeln über sein Gesicht: die Wage zeigte  $4\frac{1}{2}$  Gramm.

Im März aber erschienen da, wo im Winter der Zug der Meisen und Goldhähnchen gegangen war, wieder zwei Gelbköpfchen und ihr wispernder Gesang kam aus den lauschigen Sichten.

Diesmal war es ein Pärchen, das sich äußerlich gleich trug, man kannte es aber wohl, wer das Männchen und wer das Weibchen sei, an ihrem Gebaren. Denn das Männchen stellte sich rein verrückt im Liebeseifer, wirbelte als ein struppiger kleiner Federball auf seinem Ast herum oder huscherte wie eine Maus darauf entlang, wobei es mit aller Kraft seinen Sing-sang auf das Weibchen losließ, das fleißig eine Moosfahne nach der anderen aus dem grünen, schwellenden Waldteppich zog und zum Neste trug. Der Gemahl begleitete es jedesmal hinab auf den Boden und wieder hinauf und setzte seine Artigkeiten dabei fort, als gälte es keine Minute zu verlieren.

Bald war auch die grüne Mooskugel aufgehängt in den obersten Sichtenzweigen. Ganz vom Nadelgewirr gedeckt hing sie, eine lustige Kinderwiege, die der Frühlingwind schaukeln konnte, denn sie war nur an beiden Seiten in die Zweige, die sie trugen, versflochten, unten jedoch frei.

Darin drängten sich wenig Tage später neun graue Junge, die die dicken Wände weiteten und denen die Eltern nicht genug an Räumchen, Maden und kleinen Fliegen beischleppen konnten.



*Fr. Moore.*

*Irland, Mai 1907.*

**Gelbköpfiges Goldhähnchen am Nest.**

Sie wurden auch groß dabei und taten es bald den Alten gleich mit Hupfen und Wispern in den Zweigen, aber sie waren ihnen noch unähnlich und das leuchtende Stirnmal fehlte noch ganz.

Als die Eltern später ein zweites Nest bauten und nochmal sechs rötlich-gelbe Eier drinlagen, kam die langgeschwänzte Elster darüber und das kleine Weibchen, verduzt und erschreckt, ließ sie damit machen, was sie wollte, ohne die Kraft zu Gegenwehr zu finden.

So kam die unruhige Zeit wieder heran, die feuerköpfigen Vettern der Goldhähnchen, die den Süden mehr liebten, sammelten sich zur Reise, die Gelbköpfchen taten sich auch zusammen und suchten die alte Wintergesellschaft auf, spielten und jagten einander an hellen Herbsttagen, geisterten in den Fichten mit spitzen Stimmchen und schliefen die Nächte dicht aneinandergedrängt in einer Reihe im heimlichen Grün.

## Die Tannenmeiße.

Von Else Soffel.

Schwer drücken die Herbstnebel auf das Waldgebirge, schwer als wollten sie nie mehr weichen. Ernst ist es wohl immer, fast furchtbar mit seiner lastenden Stille, seinen Massen dunkler Nadelwälder, in denen nur die Art widerhallt, ein Schuß, das eilige Vorüberbrausen des Eisenbahnzugs. Ernst und unwirtlich.

Aber beklemmend ist es in endlos grauen Wochen des Herbst.

Licht und lustig ist die Blaumeiße, hellen Wesens wie der Laubwald im Frühling, ihr Aufenthalt. Stillter in Farben die kleine Haubenmeiße, die der dunkleren Kiefer zugetan ist. Am düstersten in Gewand und Gebaren ist die Tannenmeiße in der Tiefe alter Nadelholzwälder.

Seit Tagen ist kein Gipfel mehr zum Vorschein gekommen. Wolken, nur Wolken, durch die hin und wieder wie durch einen zerrissenen Schleier das Grün der Tannen blickt. Der ganze Himmel liegt auf dem Tal.

Da — ein Ton von Leben in die Todesstille. Streichende Tannenmeißen. Deutlich klingt ihr endloses sissi aus dem Nebelgeriesel. Si — si — Doch noch ehe einer der Vögel sichtbar wird, entfernt sich das leise Läuten, wird von der dicken Stille aufgesogen, zugedeckt wie der Bergwald vom Nebel.

Heller klingt das Lied im Frühling, wenn die tollgewordenen Wasser es begleiten und die Sonne schon hin und wieder auf der Waldseite liegt. Wie eine Glocke hell tönt dann das sifi, sifi, sitüdi, sitüdi, sitüdi, wie das Bergglöckchen hoch über dem Wald. Frühling, Frühling!

Dann hat die Tannenmeiße sich losgesagt von allen, mit denen sie's im Winter gehalten.

Unaufhörlich klingt ihr helles Schleifen am Waldbrand. Es ist der Extrakt ihres Lieds. Was es sonst noch enthält an leisen, klirrenden Tönen scheint nur Begleitung und geht in der Ferne verloren.

Ist's wirklich derselbe Vogel wie vor zwei Monden?

Der stumm verschüchtert, beinahe ein wenig düster, mit struppigem Federbalg damals im Zug der Kameraden der Futterjuche nachging? Hin und wieder der Winter Sonne ein blasses unscheinbares Lied sang?

Heute blicken die schwarzen Augen glänzend in munterer Unruhe, glatt liegt jede Feder im Gewand. Die stumme Nahrungsjuche am Boden, wie sie im Winter betrieben wurde, ist eiliges, hüpfendes Schnurren von Zweig zu Zweig geworden und jeden Augenblick ertönt ein fröhliches sitäh, sitäh über einen angenehmen Fund, den der schwarze spitze Schnabel hastig und geschickt zwischen den blaugrauen Zehen zerzupft. Ist der weiche Kern der Puppe



*K. Soffel.*

*Eichsfeld, Frühling 1910.*

Tannenmeißenmännchen in der Nähe des Nestes.

oder Made verzehrt, so wird auch die härtere Hülle noch nachgeschickt und schon suchen unterdessen die unruhigen Augen nach einem neuen Bissen umher.

Aber der Hunger ist jetzt nicht die alleinige Triebfeder im Leben der Schwanzmeise. Nicht umsonst ist es Frühling. Und der klirrende Gesang, den sie täglich vorträgt, gilt nicht bloß der Sonne, das helle Locken in ihrem Lied ist Liebeswerben.

Das Vögelfchen dort, das blasser und etwas kleiner, sonst aber ganz im Tannenmeisengewand steckt, ist die Erkorene. Ihr gilt das Zittern und Flügelzucken, das leise und laute Locken, ihr nach geht der Flug von Baum zu Baum.

Im Tal ist es jetzt wirklich Frühling geworden. Die Wiesen und kurzrasigen Halden sind grün, wo der Bach geht, steht saftstrotzend die gelbe Trollblume und großblütiges Vergiftmeinnicht mit dunklerem Aug' als irgend-anderswo.

Um die Höfe steht manche weiße Pflaumenblüte und wenn das Leuchten der Sonne um die fernen Firne ist, sieht es aus, als blühten sie selbst und einten ihr Blühen mit dem im Tal.

\* \* \*

Das Nest steht tief im Wald in einem alten Fichtenstrunk, der, ganz von grünem Erdmoos überwachsen, kaum mehr vom Waldboden zu unterscheiden ist.

Früher haben die braunen Waldmäuse drin gehaust.

Moos, um es auszulegen, wächst vor der Türe und weiches Wildhaar findet sich jetzt im Frühling überall. Aber es war heuer kein Glück dabei.

Mäuse fanden den Winkel, und da sie halb ihresgleichen witterten, halb den leisen Federgeruch, der ihnen auch nicht entgegen war, so machten sie sich in das Nest und über die Brut her.

Die Alten fanden nur noch eines der acht Kinder lebend, das den blind tastenden Kopf suchend aus dem dicken Moospolster des Strunkes hob. Dem steckten sie die glatte grüne Raupe in den Schnabel und die weiche, langbeinige Spinne und es ist auch hochgekommen, trotzdem es nicht im Nest aufwuchs. Die Mooswälder bargen es gut, trotz seinem Gepiepe, Fuchs und Wiesel gingen an dem einzigen mageren Bissen vorbei. Und weil es alles Futter allein bekam, wurde es rasch groß und stark und lernte — anfangs mit vielem Geschrei — den Eltern folgen und selbst suchen, was ihm not tat. Sand die grünen Raupen der Kieferneule und des Kiefernspanners an den Bäumen, Eier von allerhand in den Rissen der Borke, Spinnen und kleine Käfer im Moos. Später lernte es auch, die Samen zwischen den Schuppen der Zapfen hervorzuholen, machte sich über die Nuss her, die das Eichhörnchen hatte fallen lassen und bei den Dornen über die Kerne der Eberesch. Dabei fing es der Förster und weil er schon lang gern so ein „Moasl“ in seinem Zimmer gehabt hätt', nahm er's mit nach Haus und steckte es in einen altmodischen Tiroler Vogelbauer mit allerlei Stockwerken, Giebeln und Schnitzwerk, die schön anzuschauen waren, von denen aber das Moasl nichts hatte, denn sie machten den Käfig dunkel. Und weil der Förster ein geschickter Mann war, so nahm er, als er das nächste Mal nach der Stadt kam, einen ganzen Posten Hanf mit, den setzte er dem Moasl vor und hatte seine Freude dran, wie schnell der Vogel dran ging und wie es ihm schmeckte.

Es schmeckte dem Moasl auch wirklich. Es klopfte ein Hanfkorn nach dem andern auf, hastig und munter, wie es seine Art war, lockte dazu mit heller Stimme und legte nach und nach einen ganzen Vorrat davon hinter

dem Borkenstück an, das der Förster ihm an die Käfigwand genagelt hatte. Kurz, es tat so, wie es von draußen gewöhnt war.

Nur daß es hin und wieder am Tage schlief, oder plötzlich lange Zeit traurig und trüb dasaß mit dick aufgeplustertem Federkleid.

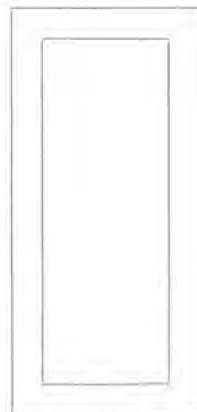
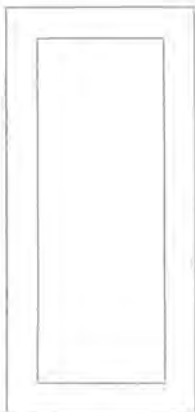
Der Vogelfranzele, ein Häusler im Dorf, der das ganze Zimmer voll „Moas'n“, „Rotkröpfeln“\*), „Sittlen“\*) und „Krumperlen“\*) hatte, sagt's dem Förster, daß es der viele Hanf wär' und was er dem Moasl dazugeben müßt', damit's „lebender“ bleibt. Aber der Förster glaubt's nicht, bis ihn das Moasl eines Morgens aus dick zugeschwellenen Augen anschaut. Da war es aber zu spät. Das Moasl fiel am gleichen Tag noch in Krämpfe und starb.

So ist keines von der ersten Brut übrig geblieben.

Die Alten waren unterdessen mit den Jungen der zweiten schon auf dem Strich und wieder sieht man ihre Herden aus dem Nebel tauchen und hört ihr feines jiffi durch das dicke Nebeltuch. Die Jungen tragen schon das Gewand der Alten, den glänzend schwarzen Kopfsputz zu den schlohweißen Wangen, das aschblaue Übergewand —, aber die Sonne, die den frischen Schmuck zur Geltung bringen könnte, ist weg, es liegt düster grau auf dem Tal und so gewahrt man ihn kaum.

Wenn sie alle gut durch den Winter kommen und der Sperber keines aus ihren Reihen holt, wenn sie ziehen im März, so kehren sie dann in ihren Wald zurück, der dunkeln Heimat froh, und ihr helles Locken klingt wieder zu den lustigen Wassern und zum stillen Glanz der hohen Firne.

\*) Rotkehlchen, Drosseln, Kreuzschnäbel.



K. Söffel.

Eichsfeld, Frühling 1910.

Tannenmeise, im Gezweige turnend.

## Der Pelikan.

Von Dr. Ernst Schäff.

Weit unten im südlichen Europa dehnen sich an den Mündungen der ihre Gewässer dem Schwarzen Meere zuführenden Ströme enorme Sumpfgebiete aus. Besonders finden sich solche schwer zugänglichen, im Sommer mit üppiger Schilf- und Rohrvegetation bedeckten Strecken zwischen den zahlreichen Armen und Kanälen der Donaumündung in dem Dreieck zwischen dem Kiliaarm und dem Georgskanal. Hier breiten sich die unabsehbaren, von Menschen nur spärlich bewohnten und selten begangenen Sümpfe aus, unterbrochen von flachen, zum Teil ausgedehnten Binnenseen. Ähnliche Gebiete liegen am Nordrande des Schwarzen, sowie an den Küsten des Asowschen Meeres und weiter noch, wo die Wolga mit ihren vielen Armen sich in das Kaspische Meer ergießt, am Unterlauf des Uralflusses und der Emba. An allen diesen Örtlichkeiten finden sich schier endlose Brutgebiete für unabsehbare Heere von Stelz- und Wasservögeln in den mannigfachsten Arten und hier treibt auch der merkwürdigsten und sonderbarsten einer, der Pelikan, sein Wesen. Vor wenigen Dezennien noch brauchte der Ornithologe, der Pelikane zur Brutzeit beobachten wollte, nicht so weit zu reisen, wie zu den oben angegebenen Gegenden. Schon in den Sumpfgebieten Ungarns an der Donau und an der durch ihren Fischreichtum berühmten und für die ichthyophagen Vögel so anziehenden Theiß, die ebenfalls weite Sumpfstrecken durchfließt, befanden sich ausgedehnte, von vielen Paaren bewohnte Pelikankolonien, aber sie sind gewesen, verschwunden, teils infolge von großartigen Flußregulierungen, teils wegen unvernünftiger Verfolgung der Vögel durch schießwütige Menschen.

Wenn der Frühling auch den im Winter tot und starr daliegenden, ungeheuren Sümpfen, einen Teil seines Schimmers und seiner Pracht gegeben hat, wenn zwischen dem abgestorbenen, vom Wind niedergebroschenen, von Schneelasten zu Boden gedrückten, trocknen Rohr- und Schilfbeständen neues Leben emporsprießt, dann kommen mit Tausenden und Abertausenden anderer Zugvögel auch die imposantesten von ihnen, die Pelikane, aus dem warmen Süden wieder zurück, um an ihren alten Brutstätten sich aufs neue wohnlich einzurichten. Freilich oft genug passiert es, daß die Vögel, Pelikane und andre, die im allgemeinen als wetterkundig und als mit feinem Vorgefühl für kommende Witterungsverhältnisse ausgerüstet gelten, sich täuschen und daß der kaum eingezogene Frühling nochmals dem wilden Ansturm des Winters weichen muß. Dann kommen schwere Zeiten für das arme gefiederte Volk und mancher der zu früh zurückgekehrten





Müller-Melchers.

Mexiko, 1908.

### Junge Pelikane.

Wanderer erliegt der Kälte und dem Nahrungsmangel. So empfindlich aber, wie man vielfach denkt, sind die Pelikane und andre sonst wärmeliebende Vogelarten nicht; im Gegenteil, sie vertragen einen ganz beträchtlichen Kältegrad, und wenn ihnen nicht durch scharfen Frost, der alle Wasserflächen mit fester Eisdecke überzieht, die Nahrungsquellen unzugänglich gemacht werden, so hält die Mehrzahl des Winters Unbill wohl aus, bis bessere Tage kommen. Und schließlich gibt es ja auch noch ein Mittel, der Not zu entgehen, die Rückkehr in gastlichere und mildere Gestade. So unbehilflich und schwerfällig die gefangenen Pelikane sich, der Möglichkeit des Fliegens beraubt, auf dem Boden bewegen, so leicht und ausdauernd fliegt der Vogel, der sich in goldener Freiheit befindet. Mit einigen grotesken Sprüngen, ähnlich wie die großen Geier, und einigen kräftigen Schlägen der großen und breiten Flügel, die eine Spannweite von fast drei Metern erreichen, kommt der Pelikan bald in Flug und erhebt sich, einmal in der Luft, leicht

zu Wolkenhöhe, so daß er trotz seiner Größe fast dem menschlichen Auge entschwindet. Den Hals reihenartig zurückgelegt, die Ruderfüße nach hinten ausgestreckt, fliegt der große, einen Schwan an Körpermasse übertreffende Vogel mit überraschender Leichtigkeit und bedeutender Ausdauer mit langsamen, wuchtigen Flügelschlägen, manchmal ganze Strecken ruhig schwebend dahin, ein prächtiges Bild gewährend, wenn sich der überaus zarte, morgenröthliche Ton des Gefieders von leuchtender Sonne beschienen gegen den reinblauen Himmel abhebt. Einen größeren Gegensatz kann man sich kaum denken als den Pelikan auf dem Boden sich bewegend und in der Luft. Auf der Erde ein schwerfälliges, langsames Watscheln mit hin und her wackelndem Körper, droben im Äther ein leichtes, müheloses Schwimmen als einer der anmutigsten Flieger! Oft kreist er in schönen Linien lange in Gesellschaft zahlreicher Genossen, wie denn überhaupt der Pelikan kein Freund der Einsamkeit ist, sondern die Geselligkeit liebt und sich meistens in Scharen zusammentut, die an günstigen, genügend Nahrung bietenden Örtlichkeiten nicht selten nach Hunderten zählen, oft aber natürlich auch sehr viel weniger zahlreich sind. In größeren Gesellschaften werden die Herbst- und Frühjahrsreise vom und nach dem Süden ausgeführt. Hoch in der Luft taucht ein solcher Schwarm auf, kreist lange Zeit über dem alten Nistplatz und schraubt sich in schönen Spiralen allmählich tiefer und tiefer, um endlich im Sumpfe oder am Rande des flachen Landsees, auf einer Insel oder Halbinsel, einzufallen. Hier geht es zunächst an ein gründliches Putzen und Ordnen des grobenteils aus schmalen, lanzettlichen Federn von ziemlich losem Gefüge bestehenden Gefieders. Mit dem langen, ungefügen Schnabel ist das ein gewisses Kunststück und an die oberen Teile des Halses sowie an den Kopf kann der Vogel mit seinem Schnabel nicht ankommen; hier muß er den Fuß zu Hilfe nehmen. Feder für Feder wird am Rumpf und an den Flügeln durch den Schnabel gezogen, der hin und wieder nach der Bürzeldrüse fährt, um sich dort mit Fett zum Einölen des Gefieders zu versehen. Zwischendurch reckt sich der Vogel hier und da empor, schüttelt das lose gestäubte Gefieder und breitet die mächtigen Flügel aus, so daß die kohlschwarzen, von dem übrigen zart rosenfarbigem Gefieder sich lebhaft abhebenden Schwungfedern sichtbar werden. Kommt dem Vogel ein Nachbar näher als ihm erwünscht ist, so reißt er seinen allmächtigen Rachen auf, in dessen Grunde als kurzes Säpfschen die rudimentäre, lächerlich kleine Zunge sichtbar wird, und gibt dem allzu Sudringlichen in tiefem Bass zu verstehen, daß er den nötigen Abstand halten möge. Der also Apostrophierte antwortet in gleicher Weise und wenn die zwei Gegner so einander gegenüberstehen und die Schnäbel aufreißen, als ob sie sich gegenseitig verschlingen wollten, so sieht die Sache in der That gefährlich aus; sie ist aber völlig harmlos, denn es denkt keiner daran, seinen Nebenmenschen oder vielmehr Nebenvogel



David.

*Sennarprovinz, Afrika 1909.*

Oben: Pelikane auf Sandbänken unter kleinem Wassergeflügel.  
Unten: Pelikane, Marabus und Antilopen an der Küste.

ernstlich zu verletzen und bald herrscht bestes Einvernehmen zwischen ihnen. Wenn die Pelikane ruhig sitzen, so halten sie nicht wie die meisten Schwimmvögel den Rumpf annähernd horizontal, sondern sie nehmen eine ziemlich aufgerichtete Haltung an, wobei sie in vollkommener Ruhestellung den Kopf nach hinten auf den vorderen Teil des Rückens und den langen Schnabel wiederum auf die Vorderseite des Halses legen. Hier befindet sich in der Gegend, wo der weite, nackte, gelbe Kehlsack aufliegt, ein eigentümlich von dem übrigen Halsgefieder abweichendes Feld, das mit schmalen, fast borstenförmigen, festen, elastischen Federn von gelblicher Farbe bekleidet ist. Da gerade hier, wie erwähnt, die Unterseite des Schnabels in der Ruhe aufliegt, so besteht offenbar ein Zusammenhang zwischen der Ausbildung der Federn an dieser Stelle und dem Aufliegen des Schnabels. Stundenlang sitzen so die Pelikane, besonders nach den Mahlzeiten, und geben sich ganz der Ruhe hin. Das bei alten Exemplaren blutrote, bei jüngeren rotbraune, braune oder bei ganz jungen graubraune, verhältnismäßig kleine Auge schließt sich, der Vogel scheint zu schlafen. Jedes irgendwie verdächtige Geräusch läßt ihn aber sofort aufmerksam das Auge öffnen, denn der Schlaf war nur sehr leise und der Vogel ist meistens mißtrauisch und vorsichtig, außer wo er ganz genau weiß, daß ihm nichts geschieht, wie es zum Teil nach glaubwürdigen Mitteilungen in den Hafensstädten des südlichen roten Meeres sein soll. Hier schwimmen die Pelikane fast wie zahme Schwäne zwischen den Schiffen umher und lassen sich mit ihnen zugeworfenen Brocken füttern. Im allgemeinen aber pflegt der Pelikan das Gewisse für das Ungewisse zu nehmen und sich sehr zeitig aus dem Staube zu machen, falls irgendein ihm verdächtig erscheinender Mensch in seinen Gesichtskreis kommt. Vielfach legen sich auch die Pelikane zum Ruhen mit dem Bauch auf die Erde, wobei sie dann entweder den Hals wieder stark zurückziehen und auf den Rücken legen, oder aber den Schnabel nach hinten wenden und in das lockere Schulter- oder Vorderrückengefieder stecken. Wenn irgend etwas Verdächtiges zu hören ist, richtet sich der Pelikan hoch auf, streckt auch den langen Hals in die Höhe und blickt scharf umher, wobei der Schnabel eine schräg abwärts geneigte Lage behält. Droht keine Gefahr, so beruhigen sich die Tiere wieder und setzen bald die unterbrochene Siesta fort. Andernfalls aber erhebt sich mit gewaltigem Flügelrauschen die ganze Kolonie, um hoch in der Luft zu kreisen, bis es ratsam erscheint, den auserkorenen Ruheplatz wieder einzunehmen.

Morgens in der Frühe geht es auf den Fischfang. Besonders suchen sich hierzu die Pelikane flache Binnengewässer oder auch seichte Meeresbuchten auf, wo sie mit eingetauchtem Schnabel und Hals ihre schuppige Beute erreichen können. Tiefere Gewässer pflegen sie zu meiden, da sie nicht eigentliche Tauchvögel sind. Sie schwimmen sehr elegant auf dem Wasser in



*Rettig.*

*Donaudelta, Juni 1908.*

Pelikan auf dem Wasser ruhend.

einer Haltung, die mit der leichten S-förmigen Biegung des Halses und den etwas gelüfteten Flügeln gewissermaßen den Schwan nachahmt, aber dem edeln, ästhetisch schönen Vorbild gegenüber etwas als Karikatur wirkt, da der groteske Schnabel uns in direktem Mißverhältnis zu der stolzen Haltung des Vogels zu stehen scheint. Wie gesagt, schwimmt der Pelikan sehr leicht, auch rasch, wozu jedenfalls die großen Luftsäcke, ebenso wie die fast ganz mit Luft erfüllten, also fast völlig pneumatischen Knochen des deshalb sehr leichten Skeletts viel beitragen, wie sie auch dem Vogel das Fliegen bequem machen. Tauchen aber können die Pelikane nicht; sie können daher auch nicht, wie es zum Beispiel bei den Kormoranen der Fall, den Fischen unter Wasser folgen, sondern müssen sich mit der Beute begnügen, die sie durch die Tätigkeit des langen Halses und Schnabels erhaschen können. Daß die Vögel daher am liebsten in flachem Wasser fischen, ist begreiflich. Da sie sich in Gesellschaften zusammenschließen, ist es auch nur natürlich, daß sie zu gleicher Zeit und in demselben Teil des Sees oder des Meeres, an dem sie sich aufhalten, zum Fischfang ausziehen. Ob sie aber, wie oft

behauptet wird, nach einem gemeinsamen Plan vorgehen, einen weiten Halbkreis bilden, die erschreckten Fische durch Schlagen mit Füßen und Flügeln nach dem Lande zu in immer flacheres Wasser treiben, um sie hier in Ruhe und Gemächlichkeit einzuheimsen — das darf wohl bezweifelt werden. Es fliegt auch wohl nie die ganze Kolonie mit einem Schlage zum Fischen aus, sondern einzelne erheben sich des Morgens zuerst, andre schließen sich an und so fliegen kleinere Gesellschaften, entweder in schräger Linie oder, wenn es etwas mehr sind auch wohl wie ein Keil angeordnet, nach den Fischgründen; dann kommen nach und nach andre kleine Scharen. Die gesättigten kehren wieder zurück, ruhen sich von der anstrengenden Arbeit aus, ordnen, putzen und ölen in umständlicher Weise das Gefieder und — verdauen. Beim Fischfang wird offenbar der weite und sehr dehnbare Kehlsack benutzt, der zwischen den beiden Unterkieferästen herabhängt. Wahrscheinlich dient er auch dazu, wenn der Magen mit Fischen gefüllt ist, noch einen Vorrat an Nahrung mitzunehmen, die dann nach und nach in dem Maße verschluckt wird, in dem der Mageninhalt verdaut wird. Auch beim Herbeitragen von Futter für die Jungen wird der Kehlsack jedenfalls benutzt werden. Während der heißen Zeit des Tages, etwa von vormittags zehn oder elf Uhr bis nachmittags gegen drei Uhr, pflegen die Pelikane der Ruhe, dann geht es in derselben Weise wie am Morgen gegen Abend nochmals zum Fischen bis Sonnenuntergang, worauf dann zum gemeinsamen Schlafplatz geflogen wird. Wo große Bäume sich finden, baumen unsre Vögel, wie manche ihrer Verwandten, zum Beispiel die Scharben, gern auf, was man ihnen eigentlich kaum zutraut. Sehr oft, vielleicht sogar meistens aber, ruhen sie am Strande oder im Schilf und Rohr, das sie niedertreten, aus. Die Fischgründe liegen oft ziemlich weit von den Ruhe- bzw. Nistplätzen der Pelikane entfernt, was diesen aber nichts ausmacht, da sie selbst weitere Distanzen bei ihrer bedeutenden Flugfähigkeit spielend überwinden. Wo eine größere Pelikangesellschaft sich ein nicht gar zu großes Binnengewässer als Jagdrevier erkoren hat und besonders, wenn dieses bei andauernder Einwirkung der heißen Sommer Sonne in den geschilderten Gebieten noch durch Eintrocknen an Umfang verliert, kann der Fall eintreten, daß der Fischbestand fast ganz aufgerieben wird. Dann müssen notgedrungen die unersättlichen Fischer, die tatsächlich ein enormes Quantum von Nahrung brauchen, auf die Suche nach neuen Fischgründen ausfliegen, die dann auch zu finden sind, selbst wenn es sich um meilenweite tägliche Flüge nach dem Meere oder den ganz großen Binnenseen handeln sollte.

Wenn sich die Paare zusammengefunden haben, was nicht ohne großen Lärm aus den rauhen, groben Kehlen abgeht und mit viel Gezänk und Flügel schlagen verbunden ist, wird das riesige Nest hergerichtet. Auf Inseln, ins Wasser hinein sich erstreckenden Landzungen und sonstigem festen Unter-



*Rettig.*

Pelikan, sich putzend.

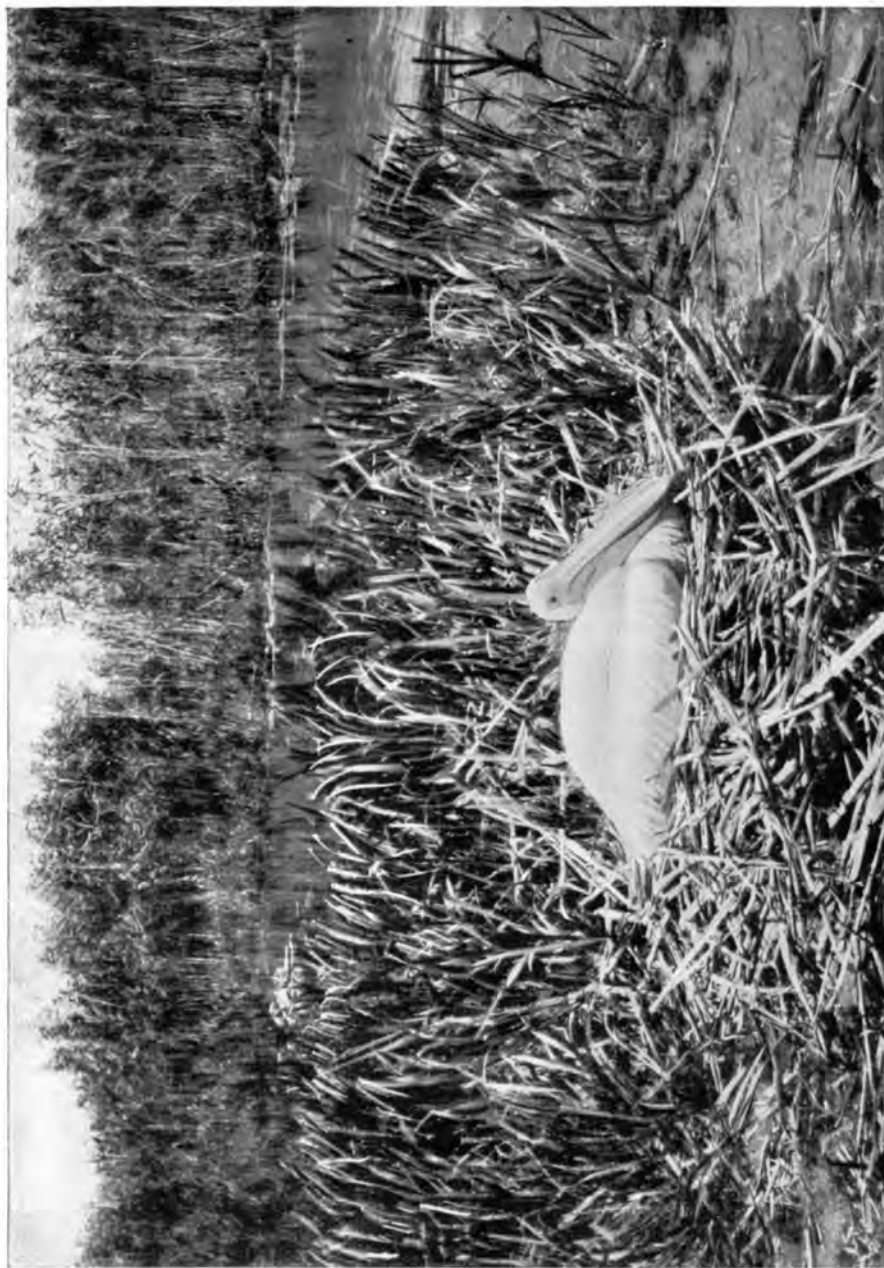
*Donaudelta, Juni 1908.*

grund stellt das Nest einen umfangreichen Haufen von trockenem Rohr, Schilf und andern Sumpfgewächsen dar, der einen Durchmesser bis zu eineinhalb Metern hat und in der Mitte eine verhältnismäßig kleine, weicher ausgekleidete Mulde zur Aufnahme der Eier enthält. Mitten in den unzugänglichen Sümpfen schafft sich der Pelikan eine Unterlage und ein Fundament für sein Heim dadurch, daß er das Rohr durch sein Gewicht niederdrückt, so daß die vielen umgeknickten Halme schließlich den großen Bau tragen können. Gelegentlich stehen die Nester mehr oder minder im Wasser selbst, so daß sie sich von unten her voll Feuchtigkeit saugen, während freilich die obere Fläche durch die Einwirkung von Sonne und Wind meistens trocken bleibt. Bei der raschen Verdauung im Verein mit dem starken Nahrungsbedürfnis ist es begreiflich, daß schon während des Nestbaues große Mengen des dünnflüssigen weißen Kotes über das Nest und seine Umgebung entleert werden. Noch schlimmer wird dies, wenn Junge im Nest liegen und aufgefüttert werden, wenn es auch nur zwei oder drei sind. Die Eier, denen sie entschlüpfen, sind für die bedeutende Größe der alten Vögel sehr klein zu nennen, denn sie haben nur etwa die Maße von Gänseeiern, obwohl der



Pelikan doch etwa doppelt so groß ist wie eine Hausgans. In ihrer äußeren Beschaffenheit zeigen sie große Ähnlichkeit mit denen der den Pelikanen nahe verwandten Scharben, was nicht eben verwunderlich ist, da Verwandtschaftsbeziehungen bei den Vögeln in der Regel auch an den Eiern zum Ausdruck kommen. Die eigentliche Färbung der dicken, rauhen Eischale ist ein bläuliches Weiß, das aber durch einen darüberliegenden weißlichen, unregelmäßigen Kalküberzug, der mit der Zeit ein schmutziges, mehr oder minder bräunliches Aussehen annimmt, verdeckt wird. Nach eifriger fünf- bis sechswöchiger Bebrütung, an der sich wahrscheinlich auch das Männchen beteiligt, entschlüpfen den Eiern die überaus häßlichen, kleinen und anfänglich fast ganz nackten Jungen, wahre kleine Scheußäler, die es schon früh ihren Erzeugern an Gefräßigkeit gleichzutun sich eifrig bemühen. Da sie von den Alten reichlich mit Nahrung versorgt werden, wachsen sie rasch heran, erhalten bald ein dichtes Dunenkleid von trübe weißlicher Farbe und später ihr Federkleid, das eine düster graubräunliche Färbung zeigt. Auch ist der Schnabel matter gefärbt, schmaler und weniger scharf gefurcht als bei den alten Vögeln. Nach einem Jahr erst, während dessen der junge Pelikan das düstere Jugendkleid trägt, sprossen an Stelle der infolge von Mauserung ausfallenden dunkeln Federn weiße hervor, so daß, während das erste Federkleid dunkler war als das der Alten, das zweite weißer als dieses ausliegt. Die großen Schwungfedern färben sich in diesem zweiten Gefieder schon schwarz und ein Teil der kleineren Schwung- und der großen Schulterfedern zeigt schwarze Ränder. Die späteren Kleider zeichnen sich durch mehr oder minder intensive rosenrötliche Färbung mit einem Stich ins Gelbliche aus, auch sprossen den Männchen im Nacken bis zehn Zentimeter lange, weiche, herabhängende Federn in einem dichten Büschel hervor, der bei alten Weibchen angedeutet wird.

Sobald Junge in den Nestern liegen, wird es in den Kolonien lebhaft. Unaufhörlich fliegen die futtertragenden alten Vögel ab und zu und müssen es sich sauer werden lassen, um den anhaltenden Appetit ihrer Nachkommenschaft zu stillen, was eine Art Danaidenarbeit ist. Zuerst werden den Jungen verdaute Fische aus dem Kropf im Kehlsack dargeboten, aus dem die kleinen Pelikane sich die Nahrung herausholen. Sind sie größer geworden, werden sie an frische Fische gewöhnt. Die über und auf den Rand des Nestes entleerten, ätzenden Exkremente, die gelegentlich von den Alten verlorenen und zu faulen beginnenden Fische erzeugen zusammen mit den den Sümpfen entstiegender Dünsten ein Aroma, das für europäische Geruchsorgane schwer zu ertragen ist. Je größer die Jungen werden, um so höhere Anforderungen stellen sie an ihre Eltern, die sich glücklich preisen können, daß sie nur zwei und nicht etwa ein halbes Duzend Fresser zu versorgen haben. So wachsen denn die Zwillinge oder allenfalls auch Drillinge rasch heran und sind im



*Reutig.*

Brütender Pelikan.

*Donaudelta, Juni 1908.*

Spätsommer imstande, mit den Alten weit umherzustreichen und allmählich weiter nach Süden zu ziehen, was in langsamen Etappenmärschen geschieht. Nach den Sumpflandschaften Mesopotamiens, nach dem Süden des Roten Meeres, dem äquatorialen und sogar dem südlichen Afrika geht die Reise. Hier überwintern große Scharen von Pelikanen, die oft nach vielen Hunderten zählen in großen Sümpfen und an den großen Seen.

Die obigen Schilderungen beziehen sich vorwiegend auf den in Europa häufigsten Pelikan, den *Pelecanus onocrotalus*. Biologisch stimmt fast ganz mit ihm eine zweite, auch auf europäischem Boden, doch viel sparsamer lebende Art, der Krauskopfpelikan (*Pelecanus crispus*), der merklich größer als der gemeine ist, an Hinterkopf und Nacken eigentümliche, krause Befiederung trägt und eine selbst im Alter mehr weißgraue Gesamtfärbung aufweist. Endlich kommt ebenfalls vereinzelt noch eine auch in der Lebensweise nichts Abweichendes bietende dritte Art mit den beiden andern zusammen vor, die eigentlich nur eine kleinere Ausgabe des gewöhnlichen Pelikanes darstellt und von Südosteuropa an sich über ein ungeheures Gebiet verbreitet, nämlich über fast ganz Afrika und das südliche Asien bis zu den Philippinen. Da, wo Pelikane jetzt noch leben, bilden sie eine außerordentliche wirkungsvolle Staffage der teilweise wenigstens recht einförmigen Landschaft. Sie sind dort auch trotz ihres immensen Verbrauches an Fischen zu ertragen, was in Kulturländern mit geregelter Fischereibetrieb einfach unmöglich sein würde.



R. B. Lodge.

Albanien, Mai 1906.

Krausköpfiger Pelikan. Alte und junge Vögel auf dem Nest.











